

## HERMANN HOBERG

Geboren wurde ich am 11. Dezember 1907 in Osnabrück in einem von meinem Urgroßvater an der Süsterstraße (Ecke Johannisstraße) um 1850 in neuromanischem Stil erbauten, neuerdings unter Denkmalschutz gestellten Haus als zweiter der vier Söhne des Weinhändlers Hermann Hoberg (1870–1960) und seiner aus Hankenberge bei Osnabrück stammenden Frau Gertrud Dütemeyer (1881–1938), des ältesten der sieben Kinder eines Hof- und Brennereibesitzers. Wiedergeboren wurde ich zwei Tage später in der Taufkapelle der nahen, 1292 konsekrierten St. Johanniskirche (bis 1802 Sitz eines 1011 gegründeten Kollegiatstifts).

Meine Vorfahren väterlicherseits sind seit dem 16. Jahrhundert als Vögte (Bezirksbeamte) der Fürstbischöfe von Osnabrück nachweisbar. Ein Sohn des letzten Vogts aus der Familie eröffnete Ende des 18. Jahrhunderts in der Osnabrücker Neustadt eine Lebensmittelhandlung, aus der die heutige Weingroßhandlung hervorging. Er wie auch der den Weinhandel übernehmende älteste Sohn gehörten als „Alterleute“ der Stadtverwaltung an.

Der Geist meines Elternhauses war geprägt von dem Glauben meiner Eltern und in meiner Kindheit auch von der Frömmigkeit eines Dienstmädchens. Maria Pope, so hieß das Mädchen, hörte täglich in aller Frühe die hl. Messe, betete viel mit uns Kindern und sang bei der Arbeit ein Kirchenlied nach dem anderen. Nachdem sie als Schwester Zita in das Osnabrücker Benediktinerinnenkloster eingetreten war, wurden alle Anliegen der Familie ihrem Gebet anvertraut.

Auch meine Mutter besuchte, wenn möglich, jeden Morgen die hl. Messe. Als Präsidentin des Müttervereins von St. Johann nahm sie regen Anteil am Gemeindeleben. Von 1930–33 saß sie als Abgeordnete des Zentrums im Stadtrat.

In den Bücherregalen meines Elternhauses war neben den Klassikern und geschichtlichen (vor allem kunstgeschichtlichen) Werken das religiöse Schrifttum stark vertreten. Meine Mutter besaß ungefähr alles, was Ignaz Klug geschrieben hatte. Mich beeindruckten besonders die Bücher von Stanislaus v. Dunin-Borkowski und Franz Sawicki. Weihnachten 1925 ließ ich mir von meinen Eltern Scheebens Mysterien des Christentums schenken.

Kennzeichnend für den Geist der weiteren Familie ist, daß drei Urgroßonkel, drei Großonkel, zwei Onkel, zwei Vettern und ein Neffe Priester wurden. Ein Urgroßonkel und ein Großonkel (mein Taufpate) gehörten dem Osnabrücker Domkapitel an. Vier Kusinen und zwei Nichten nahmen den Schleier.

Mein Vater hatte in seiner Jugend viel gezeichnet und gemalt und wäre gern Maler geworden, mußte aber mit Rücksicht auf die zu versorgenden jüngeren Geschwister (er war das dritte von zehn Kindern) darauf verzichten. Dafür konnte sich eine seiner Schwestern als Portraitmalerin ausbilden lassen.

Mit seiner Neigung zur bildenden Kunst hing es wohl zusammen, daß mein Vater von Kindheit an Bleisoldaten sammelte und Tausende von Figuren hinterließ, deren bunte Trachten und Uniformen ein Malerauge erfreuen mußten. Doch spielte auch geschichtliches Interesse mit. Gern baute er mit uns Kindern historische Schlachten auf. Die zugehörigen Bauten bastelte er nach eigenen Entwürfen aus Pappkarton. Größere Figuren wie Bäume und Elefanten goß er aus selbstgefertigten Formen.

Seinem Beispiel folgend, entwarf und klebte auch ich Gebäude aus Pappe, wobei ich den islamischen Stil bevorzugte. Doch lieber baute ich mit Bausteinen (Marke „Anker“). Ich tat es so gern, daß ich Architekt werden wollte.

Spielgefährten meiner Kindheit waren außer meinen Brüdern eine anderthalb Jahre jüngere Kusine und ein gleichaltriger Vetter. Beide hatten früh ihre Väter verloren. (Der Vater meiner Kusine fiel im Ersten Weltkrieg als Flieger an der italienischen Front.) Sie wohnten mit ihren Müttern und je einer jüngeren Schwester im Nachbarhaus (einer umgebauten ehemaligen Stiftsherrnkurie), wo auch die Eltern meines Vaters lebten. Meine Kusine schrieb später (als Mutter von sechs Kindern) eine Reihe von Kinderbüchern, von denen eines mit Kindheitserinnerungen verwoben ist.

Mein Vetter besaß ein Puppentheater, mit dessen aus Bilderbogen ausgeschnittenen und auf Pappe geklebten Figuren wir Kurzfassungen von klassischen Dramen vor einem geladenen Publikum aufführten, das hauptsächlich aus erreichbaren Verwandten bestand.

Hauptschauplatz unserer Spiele war aber der hinter den beiden Häusern gelegene große Garten. Als meine Großmutter im Ersten Weltkrieg den größten Rasen umgraben ließ, um darauf Gemüse zu ziehen, und ihn dadurch unseren Spielen entzog, waren wir darüber so erbost, daß wir erwogen, eine zwischen den Pflanzen versteckte Fallgrube anzulegen, in die die Spielverderberin stürzen sollte. Doch fiel es einer Tante, die davon erfuhr, nicht schwer, uns von so bösen Gedanken abzubringen. Die Spiele wechselten ab mit den zur Pflege des Gartens notwendigen Arbeiten, zu denen mein Vater seine Söhne immer wieder anhielt.

Von Ostern 1914 bis Ostern 1918 besuchte ich die städtische katholische „Bürgerschule“ für Knaben. Wegen der Einberufung vieler Lehrer zum Kriegsdienst waren die unteren Klassen Lehrerinnen anvertraut. Meine Klasse hatte das Glück, vom dritten Schuljahr an in Elisabeth Finke eine hervorragende Pädagogin zu haben, die uns vor allem auch in religiöser Hinsicht viel gab, insbesondere im Erstbeichtunterricht. Sie war auch imstande, zweien meiner Mitschüler und mir soviel Latein beizubringen, daß wir, die Sexta überspringend, das staatliche Gymnasium Carolinum mit der Quinta beginnen konnten. Trotzdem blieb ich neun Jahre Gymnasiast, da ich kurz vor meinem 13. Geburtstag an Typhus erkrankte und dadurch so geschwächt wurde, daß ich der Schule auf Anraten des Arztes einige Monate fernblieb und die Untertertia ein zweites Mal begann.

Vorausgegangen waren andere Krankheiten. Mit fünf Jahren geriet ich durch eine nicht rechtzeitig erkannte Blinddarmentzündung in Lebensgefahr. Ein Jahr später erkrankte ich an Scharlach. Zurück blieb einseitige Taubheit. Ich war neun Jahre alt, als der Augenarzt feststellte, daß ich kurzsichtig bin, und mir zum Verdruß meines Vaters eine Brille verordnete.

Seelisch belasteten mich während meiner Schulzeit Skrupel und Schüchternheit, zeitweise auch die durch meine körperliche Länge, vielleicht auch durch mein sonstiges „Anderssein“ provozierten Hänseleien meiner Mitschüler. Eine Zeitlang gehörte ich Neudeutschland an. Es waren vor allem Kontaktschwierigkeiten, die mich wieder austreten ließen.

Eine gewisse Begabung zeigte ich im Abfassen von Aufsätzen und im Zeichnen. Schwach waren meine turnerischen Leistungen.

Die Schulferien verbrachte ich meist auf der „Düte“. So heißt der Hof, den meine Großmutter mütterlicherseits seit dem frühen Tode ihres Mannes verwaltete. Er heißt so, weil in der Nähe die Düte entspringt, ein Nebenflüßchen der meine Vaterstadt bespülenden Hase. Dort gab es in Haus und Hof, in Feld und Wald und nicht zuletzt in der Brennerei viel zu sehen. Für Regentage und Abendstunden standen ausreichend Bücher zur Verfügung. Meine Großmutter pflegte beim Stricken zu lesen. Gern vertiefte sie sich in Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Ich selbst lernte auf der Düte die Märchen aus Tausendundeine Nacht kennen. Die schönste Ferienerinnerung ist aber eine Schlittenfahrt zur Kreisstadt Iburg an der Seite meiner jüngsten (heute über 90 Jahre alten) Tante durch tiefverschneite Tannenwälder, deren Stille nur durch den Klang des auf dem Kopf des Pferdes befestigten Glöckchens durchbrochen wurde.

Auf der Unterprima erwachte in mir ein starkes Interesse an der Philosophie und dann auch an der Theologie. Es wurde so stark, daß ich mich entschloß, Theologie zu studieren. Diese Entscheidung fand die Zustimmung Hermann Huismanns, meines Religionslehrers und Beichtvaters, der mein ganzes Vertrauen gewonnen hatte.

Die Reifeprüfung bestand ich am 4. März 1927 mit „gut“.

Die Osnabrücker Theologen studierten damals in der Regel in Münster in studentischer Freiheit. Ein Konvikt gab es für sie nicht. Mein aus einem alten Bauerngeschlecht stammender, viereinhalb Jahre älterer Freund Gerhard Uthoff, der seit Untertertia die Schulbank mit mir teilte, und ich wollten aber etwas von der Welt sehen und wären gern nach Freiburg i. Br. gegangen. Bischof Berning erlaubte uns jedoch nur Innsbruck, und zwar mit der Auflage, ins Canisianum einzutreten.

So entschieden wir uns für die *Universitas Oenipontana*, fanden aber erst vom zweiten Semester an Platz im Canisianum, das damals in Michael Hofmann einen Regens von außergewöhnlichem Format besaß. Von den Vorlesungen an der Universität sagten mir am meisten die von Franz Dander über Ethik und Theodizee zu. Im ersten Semester traten mein Freund und ich der Studentenverbindung *Unitas Norica* bei, die uns nicht zuletzt

deshalb zusagte, weil sie keinen Komment kannte. Ostern 1929 waren wir in Rom, wo wir am 27. März mit anderen Canisianern von Pius XI. empfangen wurden.

Daß ich Innsbruck nach vier Semestern verließ, lag nicht zuletzt daran, daß ich bei dem häufigen Föhn an schweren Depressionen litt. Auch mein Freund war für einen Wechsel. So gingen wir nach St. Georgen in Frankfurt, wo schon andere Osnabrücker studierten. Von den dortigen Professoren hörte ich am liebsten Oswald v. Nell-Breuning.

Für die gegen Ende des Studiums einzureichende „Wissenschaftliche Arbeit“ wählte ich als Thema den Intuitionismus, und zwar deshalb, weil mein jüngerer Bruder Klaus, damals noch Gymnasiast, in den Bann Henri Bergsons geraten war, was zu lebhaften Diskussionen zwischen uns beiden führte. Meine Arbeit befaßte sich aber dann hauptsächlich mit Max Scheler.

Am 29. Mai 1931 empfing ich in St. Georgen vom Bischof von Limburg, Antonius Hilfrich, die Tonsur und an den beiden folgenden Tagen die niederen Weihen. Am 24. Februar 1932 bestand ich vor den dortigen Professoren das *examen pro introitu seminarii*. Die Note blieb mir verborgen.

Am 2. März 1932 trat ich ins Osnabrücker Priesterseminar ein. Am 12. des gleichen Monats weihte mich Bischof Berning zum Subdiakon, am 11. Juni zum Diakon und am 11. März 1933 zum Priester. Im August des vorhergehenden Jahres hatte der Bischof nur zehn meiner Kursgenossen zu Priestern geweiht, weil für die übrigen zehn keine Stellen zur Verfügung standen.

Nach einigen Aushilfen (u. a. in Hamburg-Billstedt) wurde ich mit Wirkung vom 1. November 1933 zum Vikar in Flensburg ernannt. Wohnung und Verpflegung erhielt ich im nahegelegenen Ostseebad Glücksburg als Hausgeistlicher eines von Hiltruper Schwestern geleiteten Kindererholungsheims. An den Sonntagen hatte ich außer in Glücksburg an verschiedenen Orten der von der Ostsee bis an die Nordsee reichenden Pfarrei in Schulen, Gasthäusern und Privatwohnungen Gottesdienste zu halten. Eine Kapelle stand mir nur in Wyck auf Föhr zur Verfügung, wohin mich einmal im Monat von Dagebüll aus ein Küstendampfer brachte, während ich im übrigen die Wege zu den Außenstationen auf einem schweren Motorrad zurücklegte.

Da die Pfarrei Flensburg außerhalb der Stadt nur wenige Katholiken zählte und dem Pfarrer außer mir noch zwei weitere Hilfsgeistliche zur Seite standen (davon einer für die „Wandernde Kirche“, d. h. für Landhelfer, Arbeitsdienst und Landjahr), fielen mir nur wenige Religionsstunden und überhaupt keine Vereinstätigkeit zu. So fand ich in der Woche Zeit, mit Hilfe der Flensburger Stadtbibliothek Stoff für eine Arbeit über die im Fürstbistum Osnabrück nach dem Westfälischen Frieden zwischen Katholiken und Protestanten bestehenden Rechtsverhältnissen zu sammeln. Damit folgte ich einer Anregung von Johannes Vincke, der sich 1930 in Freiburg im Breisgau für Kirchengeschichte und Kirchenrecht habilitiert hatte und

als Konabiturient eines Bruders meiner Mutter meiner Familie seit langem befreundet war. Der Besuch der einschlägigen Archive wurde mir dadurch ermöglicht, daß mich der Bischof mit Wirkung vom 1. Januar 1937 beurlaubte und mein Elternhaus mich wieder aufnahm. Die Ergebnisse meiner Forschungen legte ich im Februar 1938 der Freiburger Theologischen Fakultät als Dissertation vor. Nach Bestehen der Rigorosen wurde ich am 15. Juni *multa cum laude* zum *doctor sacrae theologiae* promoviert.

Die Freude über die Promotion überschattete alsbald der Schmerz über den Tod meiner Mutter. Sie starb, noch nicht ganz 57 Jahre alt, am 14. Juli 1938 nach kurzem Krankenlager an einer Gehirnhautentzündung.

Mein Leben erhielt nun eine unvorhergesehene Wende dadurch, daß Vincke dem damaligen Präsidenten der Görres-Gesellschaft, Heinrich Finke, vorschlug, mich mit der Fortführung einer von der genannten Gesellschaft übernommenen Quellenedition aus dem Vatikanischen Archiv zu beauftragen. Es handelte sich um die „Vatikanischen Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung, 1316–1378“, von denen 1910–37 sechs Bände erschienen waren, die die Einnahmen der Apostolischen Kammer von 1316–52 und die Ausgaben von 1316–76 betreffen. (Die Ausgaben der Jahre 1377–78 hatte bereits Johann Peter Kirsch in seinem Buch über die Rückkehr der Päpste nach Rom veröffentlicht.)

Finke war einverstanden, und ich machte von der Möglichkeit, für einige Zeit nach Rom zu gehen, gern Gebrauch, obwohl die mir angebotene Arbeit weder geistigen Genuß noch wissenschaftliche Lorbeeren versprach, mich vielmehr den „Fronsklaven der Publikationsinstitute“ (K. A. Fink, *Das Vatikanische Archiv*, 2. Auflage, Rom 1951, 167) zugesellte. Immerhin gewährte es mir eine gewisse Befriedigung, Quellen zu erschließen, die nicht nur ein einzelnes Territorium oder einen einzelnen Orden betrafen, sondern die ganze Christenheit. Das mir vom Vorstand der Görres-Gesellschaft bewilligte Jahresstipendium betrug für das erste Jahr 1000, für die folgenden vier Jahre 800 RM. Arthur Allgeier, der damalige Generalsekretär der Gesellschaft, schrieb mir dazu: „Das Stipendium der Görres-Gesellschaft ist immer nur eine zusätzliche Beihilfe.“ Ein Antrag um die Genehmigung zur Ausfuhr eigener Geldmittel, den ich an die zuständige staatliche Stelle richtete, wurde abgelehnt. Meine Bitte, diesen Antrag zu befürworten, schlug Allgeier ohne Begründung ab. Ich bezog das Stipendium bis zum Sommer 1943.

In der Frühe des 21. Oktober 1938 traf ich in Rom ein. Ich fand Aufnahme im Priesterkolleg vom Deutschen Campo Santo, das damals im wesentlichen noch so aussah, wie Anton de Waal es hinterlassen hatte. An Stelle Hermann Stoeckles, der noch im Urlaub war, empfing mich Joachim Birkner als Vizerektor. Birkner stellte mich am folgenden Tag dem Präfekten des Vatikanischen Archivs, Angelo Mercati, vor, und am 29. Oktober dem Direktor des Historischen Instituts der Görres-Gesellschaft, Johann Peter Kirsch. Am 4. November führte mich Friedrich Bock, der Leiter des

Deutschen Historischen Instituts, in die Vatikanische Bibliothek ein, wobei er mich mit dem Sekretär der Bibliothek, Alcide De Gasperi, bekannt machte.

Ich begann alsbald mit der Vorbereitung der Edition der die Einnahmen der Apostolischen Kammer unter Innozenz VI. betreffenden archivalischen Quellen, wobei ich mich im Einvernehmen mit Vincke nicht in allem an die von meinen Vorgängern angewandte Methode hielt. Vor allem legte ich für die Servitienzahlungen nicht, wie bisher geschehen, die Einnahmeregister des päpstlichen Thesaurars zugrunde, sondern die aussagereicheren Quittungsregister des päpstlichen Kamerars.

Der erste, die Einnahmeregister des Thesaurars betreffende Teil meines Manuskripts wurde im Sommer 1940, der zweite, aus den Quittungsregistern des Kamerars geschöpfte Teil Anfang 1941 fertig. Im September 1941 begann eine Osnabrücker Druckerei im Auftrag des Verlags Schönigh, den ersten Teil zu setzen. Der Satz zog sich in die Länge, da die Postbeförderung durch den Krieg immer stärker behindert wurde. Das Manuskript der Einnahmen des vierten Pontifikatsjahrs ging 1942 auf dem Weg von Rom nach Osnabrück verloren und mußte neu geschrieben werden. Die ersten acht Pontifikatsjahre waren gesetzt, als die Druckerei beim letzten Fliegerangriff auf Osnabrück ausbrannte und dabei das Manuskript des 9. und 10. Pontifikatsjahrs zugrunde ging. Die in einem Keller geborgenen Druckplatten des ersten bis achten Pontifikatsjahrs wurden nach dem Kriege von der Druckerei zu anderweitiger Verwendung eingeschmolzen. Erhalten blieben die bei mir befindlichen Korrekturfahnen der ersten acht Pontifikatsjahre. Das 9. und 10. Pontifikatsjahr schrieb ich neu. Durchschläge besaß ich nicht, da ich alles mit der Hand geschrieben hatte. Der erste Teil meiner Edition erschien 1955, der zweite, dessen Manuskript ich weitgehend umarbeitete, erst 1972.

Für die Fertigstellung des zweiten Teils stellte mir die Görres-Gesellschaft eine Hilfskraft zur Verfügung, die mein Manuskript mit der Maschine abschrieb und das umfangreiche Namensregister anfertigte. Weitere Hilfskräfte bewilligte mir die Görres-Gesellschaft im Lauf der letzten Jahre für die Edition der Einnahmen Urbans V.

Die wichtigsten Erkenntnisse, die sich aus den von mir veröffentlichten Rechnungsbüchern ergeben, dürften folgende sein:

1. Bei den sich unter Innozenz VI. auf rund 2 500 000 Florenen belauenden Einnahmen der Apostolischen Kammer handelt es sich zu rund 20 Prozent um unechte Einnahmen, nämlich um Entnahmen aus dem Schatz, um von der Kammer aufgenommene Anleihen und um an sie zurückgezahlte Darlehen.
2. Die echten Einnahmen kamen zur Hälfte aus Frankreich und nur zu 5½ Prozent aus Deutschland.
3. Von den Einkünften der Bistümer und Abteien in ihrer Gesamtheit

schöpften die Servitien nur einen geringen Prozentsatz ab (in der Diözese Rouen, einer der reichsten der Christenheit, etwa 2,3 Prozent).

Die Feststellung, daß Innozenz VI. zur Deckung der Ausgaben immer wieder auf den Schatz zurückgreifen mußte, brachte mich auf den Gedanken, die Herausgabe der Einnahmeregister dieses Papstes durch eine Edition der gleichzeitigen Schatzinventare zu ergänzen. Doch erkannte ich bald, daß die Schatzinventare der avignonesischen Zeit, die bisher nur insoweit veröffentlicht waren, als sie eine Quelle für die Geschichte der päpstlichen Bibliothek und des päpstlichen Archivs darstellen, eine Gesamtausgabe verdienen, und zwar nicht nur wegen ihres Quellenwerts für die kuriale Finanzgeschichte, sondern besonders auch als Fundgrube für die Liturgie- und Kunstgeschichte. Am 8. Juli 1943 überreichte ich Angelo Mercati das Manuskript meiner Edition. Er erwirkte die Aufnahme meiner Arbeit in die Reihe der *Studi e Testi*, in der sie 1944 erschien.

Zusammen mit den Servitienquittungen wollte ich ursprünglich die Aufzeichnungen über die von den servitienpflichtigen Prälaten geleisteten Zahlungsverprechen in Regestenform veröffentlichen. Die Regesten der Zeit Innozenz VI. wie auch die der Zeit Urbans V. hatte ich bereits vollständig erstellt, als ich mich entschloß, sie beiseite zu lassen, da ja die Zahlungen der Zeit Innozenz VI. zum großen Teil auf Zahlungsverprechen der Zeit Klemens VI. beruhen und diese noch nicht veröffentlicht sind. Ihre Veröffentlichung nachzuholen hätte mehr Zeit gekostet, als ich herzugeben bereit war.

Auf Grund der Obligationsregister stellte man seit der Mitte des 15. Jahrhunderts unter dem Titel *Liber Taxarum* Listen zusammen, in denen die Höhe der von den einzelnen Bistümern und Abteien als *servitium commune* zu zahlende Summe angegeben war. Der *Liber Taxarum* ist in vielen Handschriften überliefert und wurde schon im 16. Jahrhundert dreimal gedruckt. Er war die Hauptquelle für die Kenntnis der Höhe der Servitientaxe und damit der Höhe der Einkünfte der Bistümer und Abteien im späten Mittelalter. Der Mangel dieser Quelle besteht darin, daß sie erstens viele Fehler aufweist und zweitens nicht erkennen läßt, zu welcher Zeit die Höhe des Servitiums festgesetzt wurde. Das läßt sich nur auf Grund der Obligationsregister mehr oder weniger annähernd bestimmen. So kam ich dazu, aus den von 1295 an erhaltenen Registern teils direkt, teils indirekt auf Grund der bereits vorliegenden Publikationen die Daten der Verpflichtungen und die Höhe der als *servitium commune* versprochenen Summen für die Zeit bis zum Tode Nikolaus V. (1455) auszuziehen und nach Bistümern und Abteien zu ordnen. Dabei konnte ich für die Zeit Innozenz' VI. und Urbans V. die obengenannten, mit einer anderen Zielsetzung angefertigten Regesten heranziehen. Ich ging über das Jahr 1455 nicht hinaus, weil ich bei Durchsicht der späteren Obligationsregister den Eindruck gewann, daß in ihnen nur noch selten neue Taxen erscheinen. Das von mir gesammelte Material zeigt, daß im Mittelalter nicht, wie behauptet wurde, die

deutsche Kirche die reichste der Christenheit war, sondern die französische. Auch diese Arbeit fand durch Vermittlung Angelo Mercatis Aufnahme in die *Studi e Testi* und erschien 1949.

Doch nun zurück zum Priesterkolleg beim Campo Santo Teutonico! Als ich im Herbst 1938 ins Kolleg einzog, waren außer Birkner im Besitz von Kaplaneien, d. h. gestifteten Freistellen: Alois Kuhn (Rottenburg), Clemens Cüppers (Köln), der mir bei meinen ersten Behördengängen und Einkäufen sehr behilflich war, und Karl Baus (Trier), den ich ebenso wie Birkner bereits von der *Unitas Norica* und vom *Canisianum* her kannte. Seit 1926 wohnte im Haus Josef Marx, der sich als Pfarrer von St. Castor in Koblenz frühzeitig hatte pensionieren lassen und Ehrenskriptor des Vatikanischen Archivs geworden war. In den Perioden, in denen das Archiv für die Benutzer geschlossen war, war er ein hilfsbereiter Mittelsmann zwischen dem Archiv und mir. Er übersetzte auch die Einleitung zu meinen „*Taxae*“ ins Lateinische.

Der Ausbruch des Krieges veranlaßte Kuhn, der zu Beginn des Sommers nach Deutschland gefahren war, dort zu bleiben. Die dadurch frei werdende, von dem schwedischen Konvertiten Claes Lagergren gestiftete Kaplanei verlieh der Protektor des Campo Santo, Kardinal Camillo Caccia Dominioni, auf Vorschlag meines Bischofs und durch Vermittlung Stoeckles mir. Mit der Kaplanei übernahm ich die Verpflichtung, wöchentlich eine hl. Messe für den Stifter zu applizieren.

Als Nachfolger Kuhns wurde ich auch Zeremoniar. Als solcher oblag es mir, jeden Morgen die um 6 Uhr beginnende Schwesternmesse zu lesen, die übrigen Zelebranten auf die vier vorhandenen Altäre zu verteilen, dem *Vicariato di Roma* monatlich die Namen der Zelebranten und die Zahl der von ihnen gelesenen hl. Messen zu melden, Meßdiener anzuwerben und durch Besuche bei den Eltern bei der Stange zu halten, aus der Reihe der Kollegsmitglieder Offizianten und Akolythen für Segensandachten, Bruderschaftsmessen und Beerdigungen zu gewinnen, den an Stelle des Totenoffiziums getretenen monatlichen (in der Fastenzeit wöchentlichen) Kreuzweg vorzubeten, Kelchtücher zu waschen usw. Für Pontifikalämter war die Mitwirkung der Salvatorianer, der Germaniker und der Schweizer Garde zu erbitten. Schwierig wurde während des Krieges die Beschaffung des Meßweins. Auf Anraten des *Vicariato* wandte ich mich an die weinbauenden Klöster, nicht immer mit Erfolg.

Als ich Ende November 1939 aus den in der Heimat verbrachten Ferien nach Rom zurückkehrte, fand ich im Kolleg Hubert Jedin vor, der kurz zuvor dem Dritten Reich entronnen war. Unter seiner Führung lernte ich die Umgebung Roms kennen. Wie schön war die noch nicht zersiedelte römische Campagna! Die noch von schattenspendenden Bäumen gesäumten Landstraßen waren so wenig befahren, daß man auf ihnen ungestört wandern konnte.

Im August 1940 kehrte Birkner auf Wunsch Faulhabers in seine Diözese



zurück, um eine Pfarrei zu übernehmen. Sein Nachfolger als Vizerektor wurde Baus. Diesem wurde, als er im Herbst 1942 in seine Heimat kam, der Paß entzogen und damit die Rückkehr nach Rom unmöglich gemacht. Er hatte durch seine Kontakte mit Kaas Verdacht erregt. Das Amt des Vizerektors blieb ihm reserviert. Die mit diesem Amt verbundenen Obliegenheiten fielen mir zu. Dazu gehörte die manchen Verdruß bereitende Beschaffung und Verteilung der immer knapper, schlechter und begehrter werdenden Zigaretten.

Inzwischen waren im Herbst 1940 Paul Berndorff (Köln) und Othmar Rink (Millhill) ins Kolleg gekommen. Mit ihnen und Jedin spielte ich oft Tennis auf dem Sportplatz der Columbus-Ritter bei der Milvischen Brücke. Dort sprangen wir auch, nachdem der Zugang zum Meeresstrand aus militärischen Gründen gesperrt worden war, in die damals noch sauberen Fluten des Tibers. Mit Berndorff bestieg ich am 26. November 1940 den Monte Gennaro. Beim Abstieg gerieten wir in eine ausweglose Schlucht. Zum Glück hatte uns ein Contadino beobachtet. Er rief uns zurück und geleitete uns, während es schon zu dunkeln begann, ins Tal.

Von November 1941 bis August 1942 wohnte Klemens Honselmann im Kolleg. Er begleitete mich werktags ins Vatikanische Archiv, wo er Westfalen betreffende Bullen des 14. Jahrhunderts abschrieb, und sonntags auf ausgedehnten Wanderungen, bei denen er unsere Schritte durch den Gesang vielstrophiger Lieder beflügelte. Unsere größte sportliche Leistung war die Besteigung des Monte Semprevisa am 25. April 1942, bei der uns beinahe zwei übereifrige Carabinieri wegen Spionageverdachts festgenommen hätten.

Am 4. Dezember 1942 wurde ich gemustert und für tauglich befunden. Am 5. Januar 1943 teilte mir das Konsulat mit, daß ich vom 15. März an mit meiner Einberufung zu rechnen habe. Das veranlaßte Stoeckle, seinen Freund Jan Olav Smit aus Deventer, der 1922 nach seiner Ernennung zum Apostolischen Vikar von Norwegen zum Bischof geweiht worden war und seit 1928 dem Kapitel von St. Peter angehörte, zu bitten, mich zu seinem Sekretär zu ernennen. Smit war dazu unter der Bedingung bereit, daß ich ihm auch wirklich zu Diensten stehen würde. Ich brachte die von ihm unterzeichnete Ernennungsurkunde zum Konsulat und erhielt am 17. Februar 1943 den Bescheid, daß ich vom Wehrdienst befreit sei. So konnte ich auf die Stelle eines Hausgeistlichen am Marienhospital in Osnabrück, die der Bischof mir kurz zuvor verliehen hatte und die mich ebenfalls unabhkömmlich gemacht hätte, verzichten. Meine Tätigkeit als bischöflicher Sekretär bestand darin, daß ich für Smit Übersetzungen anfertigte und ihm bei kirchlichen Funktionen assistierte.

Im Winter 1943/44 führte ich öfters Gruppen von deutschen Soldaten durch St. Peter und auf ihren Wunsch auch anschließend zum Papst, der mit jedem einzelnen ein paar Worte zu wechseln pflegte. Solche Führungen übernahmen auch andere deutschsprachige Geistliche, vor allem Campo-

santiner. Leider wurden sie nach einiger Zeit von deutscher Seite unterbunden, wahrscheinlich wegen der anschließenden Papstaudienzen.

Die wirtschaftliche Lage der deutschen Camposantiner verbesserte sich von November 1943 bis Dezember 1944 dadurch, daß Botschafter Ernst v. Weizsäcker uns wiederholt finanziell unter die Arme griff (mit einer dreimaligen Hilfe von je 12 000 Lire). Ich verwandte einen Teil des Geldes dazu, um an der Berlitz-School (die damals natürlich einen italienischen Namen trug) Unterricht im Italienischen, Englischen und Französischen zu nehmen. Zeit dafür hatte ich, weil das Vatikanische Archiv und die Vatikanische Bibliothek während der deutschen Besetzung Roms für die Benutzer geschlossen waren. Daß die Kenntnis fremder Sprachen mir später als Vizepräfekt des Archivs bei der Beratung der Archivbesucher nützlich sein würde, sah ich nicht voraus.

Unterdessen wurde die Versorgung des Kollegs mit Lebensmitteln, nicht zuletzt wegen der Aufnahme vieler deutscher und vor allem italienischer Flüchtlinge, immer schwieriger, wenn wir auch dank der Zuteilungen der vatikanischen Lebensmittelzentrale besser gestellt waren als der römische Normalverbraucher. Daß wir ein deutsches Haus waren, hat sich, soviel ich weiß, hinsichtlich der Nahrungsmittelbeschaffung nur ein einziges Mal als vorteilhaft erwiesen. Am 26. Januar 1944 konnten Berndorff und ich durch Vermittlung der Vatikanbotschaft und mit Hilfe Alfreds, des damaligen Gärtners des Campo Santo, der Pferd und Wagen besorgte, vom römischen, von der deutschen Militärpolizei kontrollierten Großmarkt 750 Kilo Kartoffeln und von den Molini Biondi 250 Kilo Mehl ins Kolleg schaffen.

Die Schwierigkeiten, die der Krieg mit sich brachte, betrafen aber nicht nur die Ernährung, sondern auch die Bekleidung. Daß ich mir damals keine Blöße zu geben brauchte, verdanke ich vor allem den mit der Haushaltsführung betreuten Schwestern von der Christlichen Liebe, die nicht nur kochten und putzten, Waschwasser schleppten und Öfen säuberten, sondern auch unsere Kleidung immer wieder flickten und stopften. Als der Haushälterin meines Vaters meine in Rom getragenen Socken unter die Augen kamen, erklärte sie, etwas so oft Gestopftes habe sie in ihrem Leben noch nicht gesehen.

Am 5. Mai 1944 teilte mir die Quirinalbotschaft mit, Berlin verlange von mir eine Nachmusterung. Sie erfolgte am folgenden Tage und ergab: tauglich. Eine Einberufung erreichte mich nicht mehr. Am 5. Juni besetzten die Alliierten Rom. Was oder wer hatte die Nachmusterung veranlaßt? Berndorff und Jedin, die ihre Freistellung in der gleichen Weise (als Sekretäre italienischer Bischöfe) erlangt hatten, blieben unbehelligt. Vielleicht hatte jemand daran Anstoß genommen, daß mein Bischof ein Holländer war.

Im August und September 1945 verlas ich am vatikanischen Sender die Namen deutscher Kriegsgefangener und half bei der vorausgehenden Ord-

nung der Namen nach Diözesen. Das taten auch andere deutschsprachige Geistliche. Wir erhielten dafür ab und zu ein Lebensmittelpaket.

Von Juli bis Oktober 1946 gab ich täglich nach dem Mittagessen am Vatikansender kirchliche Nachrichten durch, die ich vorher aus dem Italienischen ins Deutsche zu übersetzen hatte, und erhielt dafür ein bescheidenes Honorar.

Eine sehr willkommene Hilfe wurden nach dem Krieg Meßstipendien in amerikanischer Währung. Sie wurden mir von amerikanischen Mitbrüdern überlassen, die ich vor dem Krieg im Kolleg kennengelernt hatte. Viele Stipendien konnte ich weitergeben.

Der Verbesserung meiner wirtschaftlichen Lage diente auch eine kurze, in der Hauptsache aus Daten, Stichworten und Zitaten bestehende Übersicht über Leben und Wirken Pius' XII., die 1949 in Luzern und München erschien.

Anfang 1947 konnte ich durch Vermittlung der Schweizer Caritas zum ersten Mal seit 1940 Italien vorübergehend verlassen. Von Mitte Januar bis Mitte Februar erfreute ich mich im Altersheim St. Anna in Unterärgeri (Kanton Zug) der Gastfreundschaft der Ingenbohler Kreuzschwestern.

Nachdem ich vergeblich versucht hatte, von den Engländern die Erlaubnis eines vorübergehenden Aufenthalts in ihrer Zone zu erlangen, konnte ich am 15. Januar 1948 mit einem französischen Visum nach sieben Jahren wieder deutschen Boden betreten. Das Visum hatte mir Anton Schaedel, der Leiter der Herderschen Buchhandlung in Rom, der während des Kriegs nach Freiburg übersiedeln mußte, verschafft. Es erlaubte mir, mich zehn Tage in der französischen Zone aufzuhalten. Ich fuhr aber, ohne an den Zonengrenzen aufgehalten zu werden, direkt in die englische Zone und sah am 16. Januar meine noch größtenteils in Trümmern liegende Vaterstadt, mein ausgebranntes Elternhaus, meinen 78jährigen Vater und die beiden heil durch den Krieg gekommenen Brüder wieder. Von meinem dritten Bruder, der zuletzt in Pommern stand, fehlte und fehlt bis heute jegliche Nachricht. Am 27. Januar war ich wieder in Rom.

Am 9. Mai 1949 nahm ich, nachdem mir endlich erlaubt worden war, in die Heimat zurückzukehren, von Rom Abschied – endgültig, wie ich glaubte. Ich verbrachte einige Wochen in Osnabrück und siedelte dann nach Freiburg über, wo ich auf Vorschlag Vinckes im Ordinariatsarchiv Stoff für eine Habilitationsschrift über das Bruderschaftswesen am Oberrhein sammelte. Weiteres Material fand ich im Karlsruher Generallandesarchiv.

Am 11. März 1950 erhielt ich einen Brief von Kardinal Giovanni Mercati, in dem er mir eine durch den Tod eines Archivars freigewordene Stelle im Vatikanischen Archiv anbot. Ich sagte zu, da ich in Freiburg kein festes Einkommen hatte und hoffte, in Rom genügend Zeit für die Vorbereitung der Habilitation zu finden.

Am 11. Oktober 1950 hatte die Ewige Stadt mich wieder, nachdem ich monatelang auf das italienische Einreisevisum gewartet hatte. Zwei Tage

später trat ich meinen Dienst im Vatikanischen Archiv an. Angelo Mercati beauftragte mich, das Archiv der Rota, einen der größten Fonds des Vatikanischen Archivs, zu ordnen und zu inventarisieren, eine Arbeit, die als Nebenfrüchte einige Aufsätze über Archiv und Geschichte der Rota zeitigte.

Am 13. November 1950 übertrug mir Stoeckle das Amt des Vizerektors des Campo Santo mit dem Auftrag, mich auch der Hausbibliothek anzunehmen, einem Auftrag, den ich nach einigen Monaten an Ludwig Voelkl, den Vizedirektor des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft, abgab. Meine Dienstleistungen wurden dadurch entgolten, daß ich nur die Hälfte des Pensionspreises zu zahlen brauchte. Das Kolleg nahm mich so in Anspruch, nicht zuletzt wegen der langen Abwesenheiten des Rektors, daß ich mich mit den oberrheinischen Bruderschaften nicht viel beschäftigen konnte, zumal ich damals auch die Korrekturen des ersten Bandes der Einnahmen Innozenz VI. zu lesen und einen Namensindex anzufertigen hatte, der im Druck 148 Spalten umfaßt. Immerhin konnte ich 1953 einen Aufsatz über das Bruderschaftswesen am Oberrhein im Mittelalter veröffentlichen. Ein Aufsatz über die Bruderschaftsprozessionen am Oberrhein steht vor dem Abschluß.

Auf der Anfang Oktober 1955 in Freiburg i. Br. stattfindenden Generalversammlung der Görres-Gesellschaft wollte man mich zum Direktor des Römischen Instituts machen. Ich lehnte ab mit der Begründung, daß ich alle freie Zeit auf die Fertigstellung einer Habilitationsschrift verwenden wollte.

Am 30. des gleichen Monats legte ich das Amt des Vizerektors des Campo Santo nieder. Mit biglietto des Staatssekretariats vom 4. Januar 1956 ernannte mich der Papst zum Vizepräfekten des Vatikanischen Archivs. Als solcher erhielt ich den lange Jahre hindurch von Mercati eingenommenen Platz im Benutzersaal und damit Gelegenheit, den Archivbesuchern zu helfen. Auch übernahm ich die deutschsprachige Korrespondenz mit den zugehörigen Recherchen. Dazu kamen zahlreiche Führungen durch die Archivräume. Im übrigen setzte ich die Inventarisierung des Archivs der Rota fort und fertigte Übersichten über eine Reihe von anderen Archivbeständen an, deren Erschließung mir dringlich erschien. Erwähnt sei noch der Ausbau der Handbibliothek des Archivs, bei dem mir die durch die Vatikanbotschaft vermittelten Geschenke der Bundesrepublik und ein Vermächtnis Friedrich Bocks eine große Hilfe waren.

In die Dienstwohnung des Vizepräfekten im Palazzo del Tribunale konnte ich erst am 13. Oktober 1961 einziehen, nachdem für meinen 1956 Präfekt gewordenen Vorgänger, Martino Giusti, eine neue Dienstwohnung gebaut worden war (an Stelle der bisherigen Präfektenwohnung, die sich das Staatssekretariat einverleibt hatte).

Mit biglietto des Staatssekretariats vom 23. Januar 1971 ernannte mich der Papst zum consultore des Ufficio Storico-Agiografico der Kongrega-

tion für die Heiligsprechungen. Mit einem an den Präfekten der Kongregation, Corrado Bafile, gerichteten Schreiben vom 24. April 1979 verzichtete ich auf dieses Amt mit der Begründung, daß ich mich verstärkt einer mir von der Görres-Gesellschaft anvertrauten Quellenedition widmen wolle.

Zum 1. November 1977 wurde ich wegen Erreichung der Altersgrenze pensioniert, aber noch für zwei Jahre als straordinario beschäftigt.

Am 21. Dezember 1978 teilte mir der Kardinalstaatssekretär mit, der Papst erlaube mir, den Titel eines Viceprefetto emerito zu führen.

Mit Breve vom 2. Januar 1980 verlieh mir der Papst ein Kanonikat an St. Peter. Am 27. des gleichen Monats nahm ich es in Besitz. Am 21. Dezember 1980 wählte mich das Kapitel zum Archivar des Archivio Capitulare, ein Amt, das ich turnusgemäß zum Ende des Jahres 1985 abgab. Leider konnte ich dem Archiv nicht viel Zeit widmen. Immerhin ordnete ich das die Krönungen von Marienbildern betreffende neuere Material.

Ich hoffe, daß Gott mir noch soviel Zeit und Kraft schenken wird, daß ich die Veröffentlichung der Einnahmeregister Urbans V. und des Inventars des Rotaarchivs zum Abschluß bringen kann.

## ERWIN ISERLOH

Im Jahre 1915 wurde ich als jüngster von drei Söhnen geboren. Meine frühesten Erinnerungen reichen bis in die Zeit des Ersten Weltkrieges. Unvergessen bleibt mir der Abschied meines Vaters in feldgrauer Uniform von meiner Tante auf dem Treppenabsatz unserer Wohnung in Duisburg-Beeck. Oder ich sehe vor mir, wie meine Mutter die Gaslampe entzündet, um uns eine Feldpostkarte meines Vaters vorzulesen, auf der rumänische Frauen beim Waschen abgebildet waren. Der erste Tote, dem ich in meinem Leben begegnete, war ein junger Reichswehrsoldat, Opfer eines Gefechtes mit den Spartakisten. Auf einem Planwagen ausgestreckt, starrte er mich mit seinen toten Augen an, als ich neugierig vom ersten Stock auf die Straße hinabblickte.

## Elternhaus – Schule – Bund Neudeutschland

Im Schatten der Kirche des hl. Laurentius in Duisburg-Beeck wuchs ich heran. Die Pfarrgemeinde war eine 1901 kanonisch errichtete, schnell wachsende Industriegemeinde, die damals schon 5320 Katholiken zählte und deren Zahl bis 1911 auf 9122 und bis 1923 auf 12 000 anstieg.

Mein Vater (geb. 18. Juli 1874) war dort seit dem 12. August 1894 als Lehrer an der Knabenschule tätig. Er übernahm 1913 die Leitung der neu eingerichteten kath. Hilfsschule – heute Sonderschule – als Hauptlehrer. Hier blieb er bis zu seiner vorzeitigen Pensionierung durch die NS-Regierung im Jahre 1937 tätig.

Wegen seines unermüdlichen Einsatzes in Schule und Pfarrei, wegen seiner hohen Bildung und vornehmen Zurückhaltung war er hochgeschätzt und beliebt.

Mit dem in der Präparandie und im Lehrerseminar Gebotenen war sein Bildungshunger nicht gestillt. Seine geistige Linie ist vielleicht am besten gekennzeichnet durch das „Hochland“, das er vom ersten Heft an bezog, eifrig las und mit dem er auch seine Söhne bekannt zu machen bemüht war. Das akademische Studium, das ihm selbst verwehrt war, suchte er ihnen zu ermöglichen. Das bedeutete eiserne Sparsamkeit in der Lebensführung der Eltern, zu der die Söhne ebenfalls angeleitet wurden.

Stellten diese gelegentlich unerfüllbare Ansprüche, pflegte meine Mutter zu sagen: „Da hättet ihr in der Wahl eurer Eltern vorsichtiger sein müssen!“ Nur unter Opfern – ohne „Honnefer Modell“ oder „Bafög“ – konnte ein akademisches Studium ermöglicht werden. Motivation für überdurchschnittliche Leistungen in der Schule war auch das Bestreben, zur Überwindung des später sprichwörtlich gewordenen Bildungsdefizits der Katholiken beizutragen. Eine mittelmäßige Klassenarbeit war für meinen Vater

schon Anlaß genug zu der Bemerkung: „Müssen die Protestanten denn immer die Tüchtigeren sein?“

Dabei war in der Oberstufe die Schule für mich weithin Nebensache. Vielmehr hat mich die Tätigkeit im Jungenbund „Neudeutschland“ in Anspruch genommen. Die Nachmittage und manchen Abend verbrachte ich im „Heim“ in Duisburg, so daß ich zu Hause kaum zu sehen war. Meine Eltern nahmen das großzügig hin. Wurde es gelegentlich zu toll, dann machten sie höchstens die ironische Bemerkung, ich sollte mir doch in Duisburg eine Wohnung mieten. Der elterliche Wohnsitz war der Vorort Beeck, ca. 5 km vom Zentrum Duisburgs entfernt.

### Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus

Die letzten Jahre des Gymnasiums waren voller Spannungen durch die Auseinandersetzungen mit der NS-Ideologie und der Hitlerjugend.

Noch am Abend vor dem mündlichen Abitur (1934) kam es zu Handgreiflichkeiten mit der Hitlerjugend; sie hatte Werbeplakate an die Wände unseres „Heimes“ geklebt, welche wir wieder entfernten. Mein Freund Fred Quecke lenkte den Angriff auf sich ab, so daß ich mich entfernen konnte. So brauchte man mich nicht am nächsten Morgen aus dem Polizeigefängnis zur Prüfung in die Schule bringen. Vater und Söhne gaben nach Kräften ihrer Ablehnung des Nationalsozialismus Ausdruck. Am Tag der letzten demokratischen Wahl, am 5. März 1933, wehte auf dem Balkon unserer Wohnung die schwarz-rot-goldene Fahne. Das erregte nicht wenig Aufsehen, weil wir dem Hauptportal der Kirche gegenüber wohnten und die Kirchenbesucher, ob sie wollten oder nicht, das Symbol der Demokratie zur Kenntnis nehmen mußten. Nicht auf den Druck der Straße, sondern erst auf die Bitte der Polizei hin erklärte mein Vater sich bereit, die Flagge einzuziehen. Mein Bruder Leo begleitete diese Szene mit einer kurzen Rede: Jetzt muß sie dem Terror weichen. Doch es wird der Tag kommen, an dem diese Fahne wieder in Ehren flattern wird.

### Studium in Münster

Ostern 1934 genügte das Abiturzeugnis nicht für die Zulassung zum Universitätsstudium; es bedurfte eigens der „Hochschulreife“, die auf Vorschlag der Schule durch eine höhere Stelle verliehen wurde. Damit sollte angeblich eine Überfüllung der Universitäten verhindert werden. Praktisch war es ein Mittel, politisch nicht genehme „Elemente“ von den Hochschulen fernzuhalten. Obwohl ich von meiner Schule – dem Landfermann-Gymnasium in Duisburg – an erster Stelle vorgeschlagen war, da ich das beste Zeugnis hatte, wurde mir die Hochschulreife verweigert. In den Ge-

nuß der Ausnahmeregelung für das Studium der Theologie kam ich auch nicht, weil ich angesichts des Andrangs zum Priestertum von der bischöflichen Behörde wegen meines verhältnismäßig jugendlichen Alters zurückgestellt wurde. Damit blieb mir ein „Sabbatjahr“, in dem ich mich als Jugendführer betätigte, aber auch viel und – wie ich im Rückblick beurteilen kann – sinnvoll ausgewählt las: Platons „Staat“, Karl Adam, „Das Wesen des Katholizismus“, Josef Pieper „Vom Sinn der Tapferkeit“, Franz-Michel Willem „Das Leben Jesu im Lande und Volke Israel“, alles Erreichbare von Romano Guardini, Theodor Haecker u. a. mehr. Mit dem Sommersemester 1935 konnte ich endlich das Studium der Theologie in Münster beginnen. Maßgebend und richtungsweisend waren für mich die Professoren Peter Wust und Joseph Lortz, in den höheren Semestern vor allem Michael Schmaus. Mit viel Gewinn habe ich dazu regelmäßig die Vorlesungen des Germanisten Günther Müller gehört; u. a. hat er mir den Zugang zum Verständnis des Barock eröffnet. Von den Professoren der Evangelisch-Theologischen Fakultät hörte ich mehrere Semester hindurch Wilhelm Stählin, den späteren Landesbischof von Oldenburg. Er war Professor für Pastoraltheologie. Führend im „Berneuchener Kreis“, hatte er großes Verständnis für Gottesdienst und Sakramente und wußte Interesse dafür bei seinen Hörern zu wecken.

Begleitet von dem Spott meiner Konsementer, denen das als zu hoch gegriffen erschien, wagte ich mich schon im 1. Semester in das Seminar von Peter Wust, in dem die „Krankheit zum Tode“ von Sören Kierkegaard behandelt wurde. Zu Peter Wust bahnten sich bald engere Beziehungen an. Das Oberseminar in seiner Privatwohnung stand mir offen, und auch an der „Akademie von Mecklenbeck“ durfte ich teilnehmen. Es handelte sich dabei um den regelmäßigen Spaziergang am Samstagnachmittag nach Mecklenbeck, wo wir in der Wirtschaft Lohman einkehrten.

Hier las Wust während der Monate der Niederschrift seines Buches „Ungewißheit und Wagnis“ aus dem Manuskript vor. Sonst lasen und diskutierten wir Texte die irgendwie aktuell waren; ich erinnere mich z. B. an Novalis „Die Christenheit oder Europa“.

Im 5. Semester ließ ich mir von Peter Wust das Thema einer Doktorarbeit geben. Es lautete: „Der theologische Irrationalismus bei Petrus Damiani“. Dieser als Heiliger verehrte Mönch, Kirchenreformer und Kirchenlehrer aus dem 11. Jahrhundert hat die Allmacht Gottes so weit übersteigert, daß er ihm die Macht zuschrieb, Geschehenes ungeschehen zu machen, etwa einer Frau die ursprüngliche Jungfräulichkeit wiederzugeben.

Bevor ich diese Arbeit ernsthaft in Angriff genommen hatte, kam es zu einem Zerwürfnis mit dem „Doktorvater“. In einem Seminar über die Gottesbeweise bei Immanuel Kant hatte ich meine abweichende Meinung nach dem Empfinden des Professors, dessen starke Seite ohnehin die Diskussion nicht war, zu hart und selbstbewußt vertreten. Er gab seinem Unwillen darüber sehr entschieden Ausdruck. Nach dieser Auseinandersetzung sah ich –



mehr oder weniger zufällig – am Schwarzen Brett der Universität eine Preisarbeit ausgeschrieben zu dem Thema „Der Kampf um die Messe in den ersten Jahren der Auseinandersetzung mit Luther“. Diese Verbindung von Kirchengeschichte und Dogmatik lag mir ohnehin. So beschloß ich, die philosophische Arbeit zunächst einmal zurückzustellen und mich dieser Preisarbeit zuzuwenden. Sollte mir der Preis nicht zugesprochen werden, dann konnte ich – so lautete mein Kalkül – mit dieser Arbeit zumindest die von der Prüfungsordnung geforderte „wissenschaftliche Arbeit“ abdecken.

Die Preisarbeit gab ich zum Ende des Sommersemesters 1937 ab, zu Beginn des Wintersemesters 1937/38 wurde mir der Preis verliehen. Die Angelegenheit hatte bis dahin geheim bleiben können, weil man im „Borromaeum“ keinen Bearbeiter des Themas im 3. Kurs vermutete. An Preisarbeiten beteiligten sich normalerweise nur Studenten des 4. Kurses, d. h. des 7. bis 8. Semesters. Für mich war dieser Lauf der Dinge von Bedeutung, weil damit der Übergang zur Kirchengeschichte angebahnt war.

#### Priesterweihe – Promotion – Jugendarbeit

Die engeren Kontakte zu Professor Lortz sollten diese Entwicklung noch fördern. Er wurde bei meinem Bischof Clemens August von Galen vorstellig mit dem Wunsch, man möge mich nach der Priesterweihe (14. Juni 1940) zum Weiterstudium beurlauben. Eine solche Beurlaubung unmittelbar nach der Priesterweihe widersprach der sehr sinnvollen Praxis der Bistumsleitung, Neupriestern, die man zum Weiterstudium vorgesehen hatte bzw. die sich darum bemühten, zunächst für mindestens zwei Jahre eine Kaplanstelle zu übertragen und ihnen so Gelegenheit zu geben, sich erst einmal in der ordentlichen Seelsorge zu bewähren. Diesem Grundsatz entsprach der Bischof, indem er mich zum Kaplan in Laer bei Burgsteinfurt, einer Gemeinde von ca. 3000 Katholiken, ernannte; er handelte ihm entgegen, insofern er mir gleichzeitig den Auftrag oder die Erlaubnis gab, mich auf die Promotion vorzubereiten. Erkundigungen über diese Stelle ergaben u. a., daß ich auch den Religionsunterricht in einem Progymnasium zu übernehmen hatte. Das bestärkte mich in dem Vorsatz, mich ganz der Seelsorgsarbeit zu widmen und bei nächster Gelegenheit dem Bischof mitzuteilen, ich sei mit der Stelle bestens zufrieden; an die Vorbereitung einer Promotion sei aber nicht zu denken. Es sollte jedoch anders kommen.

Am frühen Nachmittag des Vortages von Peter und Paul, am 28. Juni 1940, fuhr ich mit dem Autobus nach Laer, um die neue Stelle anzutreten. Als ich mit zwei Koffern und einer Schreibmaschine beladen die Treppe zum Pfarrhaus hinaufstürzte, öffnete sich die Tür, und vor mir stand gebieterisch eine große Frau, musterte mich recht kritisch und fragte mit strenger Miene: „Haben Sie unseren Brief nicht bekommen?“ Es war die Schwe-

ster und zugleich Haushälterin des Pastors. In „unserem Brief“, der mich nicht erreicht hatte, stand geschrieben, ich brauchte nicht zu kommen, man hätte anderweitig Hilfe gefunden. In das Arbeitszimmer des Pfarrers geführt, begegnete ich einem Pfarrherrn, der noch wortkarger war. Er bot mir einen Stuhl an, ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her und knurrte etwas zwischen den Zähnen, das mir als Kritik an der Bischöflichen Behörde erschien. Schließlich schaute er auf die Uhr – es war ca. 14 Uhr – und stellte fest: „Der Autobus ist weg.“ Auf diese indirekte Weise wurde mir klargemacht, daß man auf meine Dienste verzichtete. Weitere Erklärungen über die Mitteilung hinaus, daß er ein Taxi bestellen würde, das mich gegen 18.00 Uhr zum Zug an den Bahnhof Altenberge bringen sollte, hielt der Pfarrer für überflüssig. Nur als ich die Absicht äußerte, die Kirche zu besichtigen und mich im Dorf etwas umzusehen – ich wollte eine mir gut bekannte Familie besuchen –, wurde mir bedeutet, ich hätte das Pfarrhaus nicht zu verlassen. Auch in dieses Schicksal, 3–4 Stunden in dem ungemütlichen Zimmer zu hocken, fügte ich mich, muckte auch nicht auf, als man mir einen Zwei-Mark-Schein in die Hand drückte – Fahrgeld, das nur bis Münster reichte, obwohl ich von Duisburg gekommen war und wieder dorthin zurück wollte. Als ich mich beim Regens zurückmeldete und von meinem Geschick erzählte, reagierte er mit der Bemerkung: „Ja, ein aparter Herr, dieser Pfarrer.“ Eigentlich etwas zu karg, um einem jungen Mann Mut zu machen. Doch wenn man Regens Franken kannte, wußte man, daß man bei ihm manches sein durfte, nur nicht „apart“. Vielleicht sollte mir durch diese Verweigerung der Stelle klarwerden, daß man auf mich nicht gerade gewartet hatte, daß das Reich Gottes auf mich nicht angewiesen war.

Für meinen weiteren Weg war diese Episode folgenschwer, weil ich nun in eine Studienstelle eingewiesen wurde. Ich wurde zum Kaplan am St.-Rochus-Hospital bei Telgte – der sogenannten „Hülle“ – ernannt. Es handelte sich um eine Heil- und Pflegeanstalt für ca. 300 Frauen. Der Anstaltspfarrer war alt und gebrechlich. Mir oblag es, den Gottesdienst an frühen Morgen um 5.25 Uhr für die Schwestern zu halten und an Sonn- und Feiertagen zu predigen. Die Kranken zu besuchen, war nur begrenzt möglich. So blieb mir genügend Zeit, an meiner Dissertation zu arbeiten und dazu in Münster auch noch an Vorlesungen und Seminaren im Fach Geschichte teilzunehmen.

Das Thema meiner Doktorarbeit „Die Eucharistie in der Darstellung des Johannes Eck. Ein Beitrag zur vortridentinischen Kontroverstheologie über das Meßopfer“ ist eine Konkretisierung und Vertiefung der Preisarbeit „Der Kampf um die Messe“. Hier hatte ich in Kürze gezeigt, daß Luther die Messe als Opfer ablehnen, ja für Götzendienst halten mußte, weil er sie als ein „Wiederkreuzigen“, als eine historische Wiederholung des Kreuzesopfers verstand, das doch nach dem Hebräerbrieft einmal und ein für allemal dargebracht war. Im Rahmen der nominalistischen Denkstruk-

tur des Reformators war für eine Gegenwärtigsetzung des einmaligen Opfers unter dem sakramentalen Zeichen, war für ein Realsymbol, für ein Tatgedächtnis kein Platz. Die altkirchlichen Theologen wiederum – Kaspar Schatzgeyer ausgenommen – vermochten aus demselben Grund das Meßopfer nicht so zu verteidigen, daß dem reformatorischen Anliegen Genüge getan war. Das sollte in der Doktorarbeit an der Gestalt und dem Werk des unermüdlichen Streiters Johannes Eck näher aufgewiesen werden. Für Eck besteht die Einheit des Opfers in der Identität der Opfergabe, aber nicht auch des Opferaktes. Statt zu argumentieren: Messe und Kreuzesopfer sind eins; das eine Opfer am Kreuz werde sakramental, d. h. unter dem Zeichen von Brot und Wein gegenwärtig, führt Eck aus: Paulus spreche im Hebräerbrief nur vom blutigen Opfer am Kreuz, das Meßopfer sei in dem „ein für allemal“ weder mitgemeint noch ausgeschlossen. Die wiederholte, unblutige Darbringung von Leib und Blut Christi sei als *alia oblatio*, als *alterum sacrificium* vom Kreuzesopfer zu unterscheiden. Auf einen schwerwiegenden Einwand der Reformatoren vermochte Eck damit bei allem gelehrten Aufwand keine hinreichende Antwort zu geben.

Meine Dissertation reichte ich im Sommersemester 1942 ein und bat um einen Termin für das Rigorosum noch vor den großen Ferien. Ich wollte die Promotion abgeschlossen wissen, bevor ich zum Militärdienst eingezogen wurde, womit ich jederzeit rechnen mußte. Mitten in den Vorbereitungen auf das Rigorosum – damals umfaßte es noch je eine einstündige Prüfung in 8 Fächern der Theologie – wurde ich am 26. Mai 1942 zum Präses in der „Knabenerziehungsanstalt St. Josefshaus“ bei Wettringen ernannt. Es handelte sich dabei um eine selbständige Seelsorgestelle; dadurch war ich vor der Einberufung zur Wehrmacht bewahrt. Im Josefshaus wurde mir als näherer Tätigkeitsbereich der „Heidhof“ übertragen. Hier hatte ich mehrfach straffällig gewordene Jugendliche im Alter von 17 bis 21 Jahren außerhalb der Arbeitszeiten, also beim Essen, beim Unterricht und beim Spiel, zu betreuen bzw. zu beaufsichtigen. Diese Abteilung war von den anderen isoliert in einem eigenen Gebäude untergebracht. Die Jungen schliefen in von außen abgeriegelten Einzelzellen. Das Ganze machte nicht gerade einen freundlichen Eindruck. Ich kam mit den Jungen aber ganz gut zurecht. Ausgesprochene Freude machte mir die Erteilung des Religionsunterrichtes in der Schule der Anstalt. Bischof Clemens August von Galen, der anlässlich der Firmung auch die Schule besuchte, wollte kaum glauben, daß es sich bei den Schülern, die sich so lebendig und aufgeweckt am Unterricht beteiligten, im Grunde um Hilfsschüler handelte.

Die pädagogische Fürsorge des Bischofs galt nicht nur den Fürsorgezöglingen, sondern auch dem jungen Präses und angehenden Doktor der Theologie. Dem Direktor der Anstalt gegenüber äußerte der Bischof, er habe gemeint, nachdem ich mich immer mit Gymnasiasten beschäftigt hätte, sollte ich mich auch einmal Jugendlichen dieser Herkunft und Veranlagung widmen.

## Flucht vor der Staatspolizei

Lange sollte ich dazu aber nicht die Gelegenheit haben. Denn inzwischen war die Geheime Staatspolizei in Münster auf die Jugendarbeit aufmerksam geworden, mit der ich mich fast zwei Jahre lang befaßt hatte und die sie als Fortsetzung der Arbeit im Jahre 1939 verbotenen Bund „Neudeutschland“ ansah. In der Tat hatten wir im Verborgenen ein lebendiges Gruppenleben aufgebaut. Die „Fähnlein“ von jeweils 8 bis 10 Jungen hielten in Privatwohnungen ihre Gruppenstunden ab, durchstreiften zu Fuß oder mit dem Fahrrad die Umgebung. Sonntags kamen sie gruppenweise zu mir heraus nach Telgte, wo sie von den Schwestern großzügig bewirtet wurden und wo Gelegenheit zu Einkehrtagen war. Diese wurden aufgelockert durch Ballspiel in einem der Höfe, die sonst den Kranken zur Erholung dienten. Im Rückblick erscheint dieses Tun voller Risiken. Ich war mir aber damals durchaus der Verantwortung gegenüber Eltern und Jungen bewußt und habe deshalb z. B. einmal eine Versammlung von Eltern einberufen, um sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Ausgerechnet ein Feldpostbrief, der mit der Aufschrift „Gefallen für Großdeutschland“ zurückkam und der Gestapo bei einer Hausdurchsuchung in die Hände fiel, ließ die Arbeit auffliegen. In dem Brief schilderte ein Junge seinem ehemaligen Fähnleinführer in aller Ausführlichkeit mit Nennung der Namen das Gruppenleben, in der Meinung, einem Feldpostbrief könne man das alles anvertrauen. Die Gestapo hatte so Hinweise, um die Namen und die Wohnungen der führenden Jungen auszumachen, Hausdurchsuchungen ergaben weiteres Material.

Ich war damals schon Präses in Wetringen, doch die Untersuchungen konzentrierten sich immer mehr auf meine Person. Was war zu tun? Für welche Initiativen war noch Raum?

Bevor ich am 8. Dezember 1942 meinen Bischof aufsuchte, feierte ich im Mutterhaus der Franziskanerinnen die hl. Messe. Mein Meßdiener war Fritz Rothe, der als Sonderführer im Luftgaukommando am Hohenzollernring tätig war. Beim anschließenden Frühstück haben wir beratschlagt und kamen überein, daß ich mich nicht zur Wehrmacht melden sollte, obwohl das damals ein Weg war, dem Konzentrationslager zu entgehen. Sollte man als Soldat doch belangt werden, dann erhielt man wenigstens ein ordentliches Gerichtsverfahren.

Wie sich später bei der Voruntersuchung herausstellte, lautete die Anklage auf Fortführung illegaler Verbände und auf Zersetzung der Wehrkraft. Einem Jungen, dessen Tagebuch mit entsprechenden Notizen der Gestapo bei einer Hausdurchsuchung in die Hände fiel, hatte ich geraten, sich nicht freiwillig zur Wehrmacht zu melden, sondern zuerst das Abitur zu machen. Dann brauche der Führer auch noch Soldaten. Zu der beanstandeten Gruppenarbeit hatte man ins Einzelne gehendes, reiches Material gesammelt.

## Sanitätssoldat

Die Unterredung mit dem Bischof am 8. Dezember verlief ziemlich dramatisch. Unverblümt versicherte ich ihm, ich hielte es für ehrenvoller, im Konzentrationslager umzukommen, als für das Großdeutsche Reich in Rußland zu fallen. Der Bischof war über meine kaltschnäuzige Art ziemlich entsetzt. Er unterschied damals noch zwischen dem NS-Regime und dem Krieg gegen den gottlosen Bolschewismus, der Mitteleuropa zu überfluten drohte. Meine Antwort darauf lautete: „Exzellenz, dann müssen Sie mir den Stellungsbefehl besorgen. Ich möchte in dieser Sache nicht aktiv werden.“

Für die nächsten Tage mied ich das Josefshaus und wohnte im Martinistift in Appelhülsen. Tagsüber besuchte ich Jungen, die bei Bauern des Münsterlandes in Dienst gegeben waren. Im Personenzug von Coesfeld nach Rheine übergab mir – ich glaube am 12. 12. 1942 – Prälat Leufkens den Stellungsbefehl für die 5. Sanitätsersatzabteilung 6 in Soest (Westfalen). Dank guter Beziehungen der bischöflichen Behörde zum Wehrbezirkskommando hatte der Stellungsbefehl außer der Reihe erwirkt werden können. Ich zog in Klerikerkleidung – zum Verwundern aller, die das beobachteten – in die Soester Kaserne ein, als dort gerade die Rekruten vereidigt wurden, die in den Wochen vorher die Grundausbildung erhalten hatten. So blieb mir der Eid auf den Führer erspart. Dank des Einsatzes eines Mitbruders – des späteren Pfarrers von Westerkappeln Franz Lückmann –, der auf der Schreibstube „mitmischte“, wurde ich nicht sofort nach der Ausbildung als Krankenträger nach Rußland abgestellt, sondern hatte die Gelegenheit, zunächst zum Sanitätsdienstgrad ausgebildet zu werden und den Führerschein in den Klassen 1 und 3 zu machen. Damit bestand Aussicht auf einen interessanteren und im Sinne der Seelsorge wirksameren Einsatz bei der Truppe.

So wurde ich erst im Herbst 1943 an die Ostfront abgestellt. Die Eisenbahn brachte uns über Gatčina hinaus bis Krasno-Selo unweit von Leningrad. Wir wurden sozusagen auf freiem Feld ausgeladen. Unser erster Blick fiel auf eine Bodenwelle, über und über bedeckt mit Kreuzen eines deutschen Soldatenfriedhofs. War es tröstlich oder erbitternd, hier festzustellen, daß dem NS-Regime, welches in der Heimat die Bekenner des Kreuzes verfolgte und das Kreuz aus den Schulen verbannte, hier nichts anderes einfiel, als auf den Gräbern der Gefallenen das Kreuz wiederum zu errichten?

Bis zum Rückzug lagen wir in einem Vorort von Leningrad. Ein umgekippter Straßenbahnwagen bildete das letzte Hindernis vor der Stadt. Die Kräne im Hafen waren ein markantes Ziel für unsere Artillerie. Nachts schallte die Propaganda des Russen zu uns herüber und suchte die Landser mit dem Versprechen guter Verpflegung und sauberer Betten in gemütlichen Hotels zum Überlaufen zu bewegen. Die mehrstöckigen, ziemlich

modernen Häuser der Wohnsiedlung, zwischen denen wir unsere Bunker hatten, lieferten uns mit ihren Parkbetteböden bequem zu beschaffendes Brennholz. Eine kleine Gemeinde, darunter Theologiestudenten, fand sich, wenn es sich machen ließ, abends zur Eucharistiefeier in einem der Bunker ein. Wir Theologen fanden Zeit zu Gesprächen und gemeinsamer Lektüre. Dabei brachten wir es bis zum berühmten 11. Kapitel des 4. Buches der Summa contra Gentiles des hl. Thomas von Aquin. Wer sein Frontgepäck mit diesem verhältnismäßig dicken Buch belastet hatte, weiß ich heute nicht mehr.

Als Sanitätsdienstgrad und „Sankrafahrer“ (Sanitätskraftwagenfahrer) war ich im Ernstfall so sehr mit Verwundeten beschäftigt, daß ich keine Gelegenheit hatte, einen scharfen Schuß abzugeben. Ich konnte aber als Priester vielen Sterbenden beistehen, ihnen die hl. Ölung spenden und ihnen versprechen, ihre Angehörigen zu benachrichtigen. Mehrfach kam ich in heikle Situationen, wenn etwa auf dem Rückzug zwischen Leningrad und Ostpreußen nervös gewordene Offiziere von Regimentsgefechtsständen oder andere rückwärtige Kommandos meinen Krankenkraftwagen zu beschlagnahmen versuchten, um ihren Rückzug mit Verwundeten leichter abwickeln zu können; ich machte dagegen geltend, meine Aufgabe sei es, möglichst nahe an die vorderste Linie heranzufahren, weil die Verwundeten dort die Transportmittel viel dringender brauchten. Mehrfach hat mich ein Offizier mit vorgehaltener Pistole gefügig machen wollen. Nach dem vielzitierten Grundsatz „Der letzte Befehl ist heilig“ war allzuleicht der Tatbestand der Befehlsverweigerung gegeben. Vielfachen Fehlentscheidungen stand man als kleiner Landser ohnehin machtlos gegenüber. War es da hybrid, gelegentlich zu bedauern, keines eigenen Kommandos für wert befunden zu sein? Der Rückzug ging in den ersten Monaten des Jahres 1944 von Leningrad über Luga bis Pleskau. Einen Heimaturlaub konnte ich aufgrund einer kleinen Operation am rechten großen Zeh um ca. einen Monat verlängern. Eine Rückkehr zu meiner Truppe war danach nicht mehr möglich, da sie inzwischen in Kurland eingeschlossen war. Ich kam zunächst zur Genesenden-Kompanie nach Hamm. Das bedeutete eine weitere Verlängerung des „Heimaturlaubs“. In diesen Monaten wurde aber die Gestapo aktiv. Hatte man schon im Lazarett telefonisch nach mir gefahndet, dann erschien in Hamm bei der Genesendenkompanie eines Tages ein Staatsanwalt des Sondergerichtes (?) Dortmund, um mich wegen meiner illegalen Tätigkeit zu vernehmen. Er brachte einen großen Paken Akten mit, was den anwesenden Gerichtsoffizier zu der spöttischen Bemerkung veranlaßte: „Na, bei ihnen scheint Bürokratie ja auch groß geschrieben zu sein.“ Er bekam die Antwort: „Hätte ich alles Material mitgebracht, dann hätte ein Pferdekarren nicht genügt.“ Zu Beginn stellte der Staatsanwalt die Frage, ob er das Protokoll in Stenographie aufnehmen dürfe. Meine Antwort: „Sie dürfen alles, nur nicht erwarten, daß ich Ihr Protokoll dann unterschreibe.“

Das Verhör wurde sachlich geführt. Gelegentlich ließ der Verhörende sogar durchblicken, daß er nicht voll hinter dem stand, was er hier pflichtgemäß zu tun hatte. Ich habe ihm seine Aufgabe nicht sonderlich schwermgemacht und mich nicht bemüht, das Geschehene zu vertuschen. Das wurde mir um so leichter, als in den Tagen vorher Bombenangriffe das Ruhrgebiet besonders schwer heimgesucht hatten. Der Staudamm der Möhnetalsperre war getroffen worden, das Wasser hatte ganze Dörfer überflutet. Ich war zum Katastropheneinsatz in Mülheim/Ruhr eingesetzt gewesen. Dabei hatten wir Verletzte bzw. Tote aus dem glühenden Schutt zu bergen gehabt. Ich hatte sozusagen noch den Geruch von verbranntem Menschenfleisch in der Nase. Da kam mir das Verhör als lächerliche Farce vor, und aus dieser Stimmung heraus war ich eher bekenntnisfreudig als auf Tarnung bedacht. Wie ich später erfuhr, ging es gar nicht um mich allein, sondern um eine Reihe von führenden Jugendseelsorgern; für die Erzdiözese Paderborn wurde z. B. Augustinus Reinecke ähnlich behelligt. Man wollte die gesamte kirchliche Jugendarbeit als illegal, als Fortführung verbotener Verbände hinstellen und sie damit vollständig abwürgen. Der Prozeß wurde aber nicht durchgeführt, sondern vertagt bis zum siegreichen Ende des Krieges. Den verhörenden Staatsanwalt traf ich einige Wochen später wieder. Inzwischen war er selbst Rekrut bei der Artillerie in Hamm. Es war an einem Samstagnachmittag, als Hamm schwer von einem Bombenangriff heimgesucht wurde. Ich hatte in dem Kinderkrankenhaus bei der Pfarrkirche St. Agnes zelebriert und nahm die Gastfreundschaft der Schwestern in Anspruch, um danach Beichte zu hören. Mehrere Brandbomben trafen das Krankenhaus, so daß bald der Dachstuhl brannte. Die Bomben waren nicht zu entfernen, zum Löschen fehlten die Hilfsmittel. So mußten wir uns darauf beschränken, die Kinder mit ihren Betten in Sicherheit zu bringen. Bald kam auch ein Zug aus der Artilleriekaserne Hamm als Katastropheneinsatz unter dem Kommando des Fähnrich Barking, des späteren Direktors der Zeche Walsum. Ich kannte ihn, weil er öfter bei der Messe ministrierte, zu der wir Priestersoldaten uns im Krankenhaus einfanden. Abends kam er im Gespräch mit einem anderen Offiziersanwärter auf das Geschehen am Nachmittag zu sprechen. Auf die Bemerkung: „Mensch, hast du den Iserloh gesehen, wie naß und verdreckt der bei der Rettungsarbeit geworden ist?“ horchte ein Rekrut auf, der gerade ein Spind in die Stube der Fähnriche schaffte. Er mischte sich in das Gespräch ein und fragte, ob es sich bei Iserloh um einen katholischen Priester handele. Es war der Staatsanwalt, der mich vernommen hatte. Er wünschte mich zu sprechen. Offenbar wollte er auf das Verhör zurückkommen und u. a. deutlich machen, daß er dabei nur als Beamter seine Pflicht getan hatte, ohne das Verfahren für rechtens zu halten.

Das Gespräch wurde mit Hilfe des Fähnrich Barking ausgemacht, kam aber nicht zustande, weil ich inzwischen (Oktober 1944) wieder zur Ostfront abgestellt wurde.

## Rückzug – Verwundung – Lazarett

Unsere neu aufgestellte Division bezog Stellung in der Nähe von Lomscha (Lomza) am Narew. Der Hauptverbandplatz und der Krankenkraftwagenzug lagen in der Gegend von Kolno und Johannsburg in den Südmasuren. Hier war ich 1936 mit meinem Studienfreund Otto Köhne gewesen. Damals waren wir begeistert gewesen von der Landschaft: Wald, Heide und Seen. Nun bot sich uns ein ganz anderes, eher unheimliches Bild. Hinter jedem Baum konnte der Tod lauern in Gestalt eines mit einer Maschinenpistole bewaffneten Russen. Als am 13. Januar 1945 die Winteroffensive im Osten begann, war es an unserem Frontabschnitt zunächst noch ruhig. Doch bald mußten wir den Rückzug in Richtung Nordwesten antreten. Es ging westlich an Allenstein vorbei auf das Frische Haff zu. Der Transport der Verwundeten wurde immer schwieriger, am Ende blieb uns nur noch ein Eisenbahndamm: ein Rad außerhalb, eins innerhalb der Schienen. Unvermeidlich bedeutete jede Schwelle eine schwere Erschütterung, die die Verwundeten aufschreien ließ.

Am Donnerstag, dem 22. März 1945, hatte ich in Rosenberg, dem Hafen von Heiligenheil, Verwundete zur Überfahrt nach Pillau abgeliefert. Mein Beifahrer hatte sich schon vorher angesichts der schweren Luftangriffe in Sicherheit gebracht. Da traf mich ein Bombensplitter in die linke Leiste. Es gelang mir, unter einen mit Munition beladenen Panzerwagen zu kriechen und hier den Angriff abzuwarten, allerdings immer darauf gefaßt, daß mein schützendes Dach mit der Munition in die Luft gehen würde.

Als der Beschuß nachgelassen hatte und wieder eine Fähre von Pillau einlief, gelang es mir, kriechend, ohne das geringste Gepäck, einen Platz auf ihr zu erobern. Als wir uns der Anlegestelle von Pillau näherten, erkannte ich unter den dort beschäftigten Soldaten meinen Bruder Leo. Erfreut suchte ich ihn mit Rufen auf mich aufmerksam zu machen, was auch gelang. Er nahm sich meiner an und veranlaßte meinen Transport ins Feldlazarett. Leo hatte an der Fähre die Kontrolle und sollte Soldaten, die sich zu drücken suchten, zurückschicken. In den letzten Wochen hatten unsere Truppenteile ziemlich nahe beieinander gelegen. Doch von einem kurzen Telefongespräch abgesehen war es uns bzw. Leo – als Offizier war er freizügiger – nicht gelungen, eine Begegnung zu ermöglichen. So erschien er mir jetzt, da ich seiner Hilfe dringend bedurfte, als ein Engel vom Himmel. Bald darauf wurde er in der Schlacht um Berlin noch einmal eingesetzt. Er fiel am 3. Mai 1945 und fand sein Grab in Potsdam. „Wie unbegreiflich sind Deine Wege, o Herr!“ Sollte er erst mich retten, bevor er selbst abberufen wurde? Weshalb mußten meine Brüder, die Frau und Kinder zurückließen, fallen, und ich blieb am Leben?

Die Verwundung bereitete mir zunehmend große Schmerzen im Bereich der linken Seite und des Unterbauchs. Sollte es ein Bauchschuß sein? Das bedeutete unter den gegebenen Umständen den Tod. Als Sanitäts-



dienstgrad wußte ich, daß Bauch- und Hirnverletzungen nicht mehr behandelt wurden.

Bei der oberflächlichen Untersuchung führte der Stabsarzt eine Sonde tief in die Wunde ein und bemerkte dann zu seiner Assistenz: „Hat keinen Zweck!“ Er streute reichlich MP-Puder in die Wunde und ließ sie verbinden. Dieser Ausspruch „Es hat keinen Zweck“ war vom Arzt wohl gemeint als „Es hat keinen Zweck, den Splitter zu entfernen“, ich konnte bzw. mußte es aber verstehen als „Hoffnungsloser Fall“ – das um so mehr, als die Schmerzen stärker wurden. Nach zwei Tagen ließ ich durch Leo den Stabsarzt bitten. Ich wollte Klarheit über meinen Zustand haben. Es entspann sich folgender Dialog: „Herr Stabsarzt, ich weiß, Priester und Nonnen sind schwierige Patienten.“ Er: „Sagen Sie das nicht, Kollegen sind viel schwieriger.“ „Ich will etwas von meinem Tod haben. Sagen Sie mir bitte klar und deutlich, wie es um mich steht.“ „Sie haben keinen Grund zur Beunruhigung. Der Splitter hat zwar den Trochanter verletzt, aber zum Glück ist weder das Gelenk in Mitleidenschaft gezogen, noch die Schlagader getroffen, noch ist der Splitter in die Bauchhöhle gedrungen. Wohl scheint sich eine Phlegmone, d. h. eine Zellgewebsentzündung anzubahnen.“

Diese stellte sich auch bald ein, so daß am Palmsonntag, dem 25. 3., eine Operation bzw. ein Eingriff nötig wurde. Ein Schnitt in die Bauchdecke von ca. 20 cm sollte Erleichterung schaffen. Mehr konnte man angesichts des Andrangs von Verwundeten unter primitiven Verhältnissen nicht tun. Um so mehr bemühte Leo sich um meinen Abtransport. Er erreichte es, daß ich am Dienstag auf den Dampfer „Fritz“ verladen wurde, der uns in Richtung Heimat transportierte. Es war eine fürchterliche Fahrt, der Karwoche angemessen.

Wir lagen dichtgedrängt auf Stroh unter freiem Himmel im Laderaum des Schiffs.

Die wenigen Sanitätsdienstgrade ließen sich kaum blicken, geschweige, daß sie uns eine Konservenbüchse zur Erledigung unserer Notdurft anreichten. Links und rechts von mir sterbende Kameraden. Meine Wunde näßte intensiv, so daß bald nicht nur der Verband, sondern auch meine Wolldecke durchnäßt war. Wir litten Hunger und Durst. Auf der Höhe von Gdingen blieben wir längere Zeit liegen; hier wurde anscheinend ein Geleitzug zusammengestellt.

So war es eine Erlösung, als wir Karsamstag (31. 3.) in Swinemünde ankamen und nach Heringsdorf ins Kriegslazarett geschafft wurden. Auch ohne Gottesdienst kam etwas Osterstimmung in mir auf.

Das Lazarett in Heringsdorf war ein großes Hotel. Wir Verwundeten lagen in der Empfangshalle auf dem Fußboden. Die medizinische Behandlung bestand nur in Tabletten und Notverbänden. Nach einigen Tagen, am 4. April 1945, wurden wir verladen. Das Gerücht, es ginge nach Böhmen, sollte sich, Gott Dank, nicht bewahrheiten. Nach öfterem Hin und Her landeten wir am 7. April in Helmstedt und wurden in das „Reservelaza-

rett II Helmstedt, Abt. Oberschule“, eingewiesen. Das Lazarett war eben erst in einem Gymnasium eingerichtet worden.

Alles war provisorisch und primitiv. Kleidung war nicht zu bekommen. Dabei waren ein schmutziges Hemd und eine Decke das einzige, was ich am Leib hatte. Am 12. April überrollten die alliierten Truppen die Stadt, wir waren Kriegsgefangene der Amerikaner. In unseren Betten merkten wir kaum etwas von der „Befreiung“. Doch nicht nur wegen des besseren und reichlicheren Essens waren wir glücklich; wir atmeten auf, weil wir trotz Gefangenschaft wieder freie Menschen waren. Die Rede von Goebbels am 20. April, dem Geburtstag des „Führers“: „Nie sind wir dem Siege näher gewesen“, erschien uns als teuflische Ironie.

Meine Wunde im linken Oberschenkel wollte nicht heilen, sie hinderte aber auch nicht ernsthaft am Gehen. Außer Rivanol-Umschlägen hatte die ärztliche Betreuung nichts zu bieten. An eine Entfernung des Splitters war in diesem primitiven Notlazarett nicht zu denken. Wir konnten uns in der Stadt Helmstedt ziemlich frei bewegen. So nahm ich Fühlung auf mit dem Pfarrer der katholischen Gemeinde, der mir einige Kleidungsstücke schenkte, so daß ich mich als Zivilist unter die Leute mischen konnte.

Als die Russen bei der endgültigen Festlegung der Zonengrenzen ihr Gebiet weiter nach Westen verlegen konnten, wurde Helmstedt Grenzstadt. Das hatte sich unter den Soldaten der betroffenen Gebiete frühzeitig herumgesprochen. Sie suchten deshalb möglichst nach Westen hin Land zu gewinnen. Es war erschütternd zu beobachten, wie alles, was gehen oder auch nur kriechen konnte, sich dem Einfluß der Russen zu entziehen suchte. Amerikaner, Engländer und Franzosen einigten sich über das jeweils von ihnen besetzte Gebiet im Westen. Niedersachsen wurde den Engländern übertragen. Das bedeutete für uns spürbar schlechtere Verpflegung und, was noch schwerer wog, ein kleinliches Reglement; wir konnten z. B. nicht mehr ohne weiteres das Lazarett verlassen.

Die Eintragung im Krankenblatt lautete unter dem 2. Juni: „Die erbsen- große Granatsplitterverletzung am oberen Ende des hinteren Drittels an der Außenseite des Oberschenkels ist restlos vernarbt. Ebenso die 5 cm lange, 1½ cm breite Narbe über dem linken Rollhügel. Die 25 cm lange Operationsnarbe über dem linken Becken sondert immer noch Sekret ab. Behandlung mit Rivanol. Die Drüsenschwellung in der Leistenbeuge geht auf Behandlung mit feuchten Verbänden zurück.“

#### Heimkehr nach Wetztingen – Religionslehrer

Meine Bemühungen, nach Wetztingen entlassen bzw. verlegt zu werden, hatten am 28. Juni Erfolg. Die Eintragung im Krankenblatt lautete: „Wird auf Anordnung der englischen Militärregierung in das Heimatlazarett Wetztingen bei Rheine in Westfalen verlegt.“

Ich begab mich aber zuerst nach Willingen (Waldeck), wo meine Eltern evakuiert waren. Hier erfuhr ich, daß mein Bruder Werner vermißt wurde und von meinem Bruder Leo keine Nachricht vorlag. Die Freude über meine Rückkehr war sicherlich groß. Doch hatte ich den Eindruck, daß meine Mutter damit fast gerechnet hatte und sich ungleich größere Sorgen um meinen Bruder Leo machte, der, wie sich später herausstellte, am 3. Mai in Berlin-Spandau gefallen war. Das „Heimatlazarett“ Wettringen war im „Josefshaus“ untergebracht. Mein Schlaf- und mein Arbeitszimmer waren vom Lazarett nicht beansprucht. So konnte ich sie beziehen und darin wieder ein ziviles Leben führen. Der Stabsarzt des Lazaretts entfernte den Splitter in der linken Leiste, so daß die immer noch nicht geschlossene Wunde endlich heilen konnte.

Während ich noch das Bett hütete, besuchte mich Wilhelm Schäfers, der geistliche Direktor der „Genossenschaft der Brüder von der christlichen Liebe“, der späteren Canisianer. Er war vom Generalvikar Meis geschickt mit der Frage, ob ich nicht die Leitung der Brüdergenossenschaft übernehmen wollte. Ich kannte die Brüder von meiner Tätigkeit im Josefshaus (Wettringen) her, in dem die Brüder wie im Martinistift (Appelhülsen) und in Haus Hall (Gescher) Erziehungs- und Ausbildungsaufgaben wahrnahmen.

Man traute mir zu, daß ich ein unmittelbares Verständnis für die Mentalität der Nachkriegsgeneration hätte und der Brüdergemeinschaft neuen Auftrieb geben könnte. Ich lehnte ab mit der Begründung, ich könne nicht Oberer von Ordensleuten sein, wenn ich deren Verpflichtungen nicht auch selbst übernehme.

Wenige Jahre später hat Bischof Michael Keller der „Brüdergemeinschaft der Canisianer“ mit dem neuen Namen auch eine andere Struktur gegeben; die Leitung wurde einem der Brüder übertragen.

Nach meiner Genesung machte ich mich im Josefshaus Wettringen noch einige Monate nützlich, indem ich die Leitung einer Gruppe von schulentlassenen Jungen übernahm; diese Arbeit machte mir viel Freude. Mit Datum vom 15. November 1945 wurde ich zum Hausgeistlichen im Kloster zum Hl. Kreuz in Freckenhorst ernannt. Die Schwestern – Franziskanerinnen von der Buße und der christlichen Liebe (Nonnenwerth) – betrieben eine Landfrauenschule, an der ich den Religionsunterricht zu geben hatte. Mit erwachsenen Schülerinnen die Glaubens- und Lebensfragen zu behandeln, war eine dankbare Aufgabe. Im Kreuzkloster war auch ein Teil der in Münster durch Bomben zerstörten Raphaelsklinik – neben der Chirurgie die Frauen- und Kinderstation – untergebracht. Die Krankenhausseelsorge, die ich wahrzunehmen hatte, schloß die Taufe der zahlreichen Neugeborenen ein.

Der Einsatz in der Seelsorge gefiel mir sehr; um so gelassener konnte ich der Zukunft entgegensehen. Ob Wissenschaft oder normale Seelsorge, beides konnte mir recht sein.

Meiner Habilitation stand entgegen, daß Professor Lortz noch nicht „entnazifiziert“ war und seine Lehrtätigkeit nicht ausüben durfte. Die Professur hatte Herr Prälat Professor Dr. Georg Schreiber übernommen, der mir als einem Schüler von Lortz nicht besonders gut gesonnen war. In dieser unklaren Situation meinte Generalvikar Meis, ich solle das philologische Staatsexamen machen und zunächst den Weg des geistlichen Studienrates gehen. Das lehnte ich ab mit der Begründung, ich traute mir nicht zu, später als über Fünfzigjähriger noch hauptamtlich vor Kindern zu stehen. Dazu gehöre ein besonderes Charisma, das zu haben ich mir nicht sicher sei. Generalvikar Meis war einverstanden, daß ich unbekümmert um die Situation an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Münster auf die Habilitation hinarbeitete. Zunächst hatte ich mich aber in die mir gestellten seelsorglichen Aufgaben einzuarbeiten. Dazu kam die Arbeit mit der studierenden Jugend. Bald meldeten sich die Jungen aus Münster; wir sollten die Jugendarbeit im Stile des Bundes Neudeutschland wieder aufnehmen.

Das war nicht selbstverständlich. Denn inzwischen hatte sich wegen des Verbotes der Jugendverbände im NS-Regime eine anders strukturierte Jugendarbeit entwickelt, die auf dem Boden der Pfarrei alle Jugendlichen erfaßte und auf eine berufliche Gliederung verzichtete. Es stellte sich die Frage: War „Pfarrjugend“ nur ein Notbehelf angesichts der Naziverfolgung, oder war sie die überhaupt bessere und der Kirche gemäßigere Form der Jugendarbeit? Die Diskussion darüber wurde lebhaft, ja leidenschaftlich geführt.

Prälat Wolker und das „Jugendhaus“ Düsseldorf waren für die Pfarrjugend; Pater Ludwig Esch SJ trat nach anfänglichem Zögern und auf Drängen der Jungen hin für die berufsmäßig gegliederte Jugendarbeit ein. Wenn letzteres sich durchsetzte, hätte das aber einen engeren Zusammenschluß der Spitzen der eigenständigen Verbände auf Bundes- oder Diözesanebene nicht auszuschließen brauchen. Doch dazu sollte es zunächst nicht kommen, und auch der später entstandene „Bund der katholischen Jugend“ entsprach diesem Anliegen nur teilweise. Für die bündische Jugend „Neudeutschland“ und „Sturmschar“ stellte sich beim Neubeginn dazu die Frage, ob man die bündischen Formen und Gebräuche wie „Kluft“, Banner, Liedgut und Fahrten wiederaufleben lassen sollte. Mit einem großen Zeltlager in Vohren bei Warendorf vom 2. 8 bis zum 5. 8. 1946 für die Marken (Diözesen) der englisch besetzten „Zone“ machten wir den Versuch. „Wir“, d. h. außer mir Hans Haven, der vor allem für die musische Seite verantwortlich war, und Studienrat Dr. Burlage, der dank seiner guten Beziehungen zu den Bauern der Umgegend dafür sorgte, daß die Küche die hungrigen Mäuler stopfen konnte.

Das Zeltlager mit der Thematik: „Zurück zum Menschen – Zurück zur Gemeinschaft – Zurück zum Christen: Erbe und Aufgabe“, wurde ein großer Erfolg. Niemand hatte den Eindruck, daß hier den Jungen Unzeitgemäßes aufgepfropft wurde. Ähnliches galt von den „Führerschulen“ und

dem großen Zeltlager, das im Jahre 1947 wiederum in Vohren abgehalten wurde.

### Rom – Campo Santo Teutonico

Inzwischen hatte sich meine Situation entscheidend geändert. Hubert Jedin in Rom verfügte über eine beträchtliche Summe Schweizer Franken, die er stiftungsgemäß dafür verwandte, jüngeren Deutschen einen Studienaufenthalt in Rom zu ermöglichen. Vor mir hatte August Franzen ein solches Stipendium bekommen, nach mir bekamen es Eduard Stommel, Alfred Stüber und Bernhard Kötting. Jedin wandte sich an Lortz mit der Frage, ob er nicht einen jungen Mann vorschlagen könne. Die Wahl fiel auf mich. Am 18. 4. 1947 schrieb Jedin: „Lieber Lortz. Ihren Schüler Iserloh müssen wir in den Campo Santo bringen. Mein Vorschlag ist, daß er sich durch das Ordinariat Münster beim Rektor des Campo Santo, Mons. Stoeckle, für den November anmeldet, mit dem Bemerkten, daß er keine Freistelle beansprucht, sondern als zahlender Konviktorist eintritt. Ich werde dafür sorgen, daß er, zunächst einmal für ein Jahr, in Rom die entsprechenden Mittel erhält. Nur bitte ich, daß mein Name nicht genannt wird . . .“

Mir schrieb Jedin am 28. 7. 1947: „ . . . Durch eine beiläufige Bemerkung unseres Rektors erfuhr ich, daß der Kapitelsvikar Sie bereits angemeldet hat. Es wäre gut, wenn der neue Bischof in irgendeiner Form zum Ausdruck brächte, daß er mit Ihrem Studienaufenthalt hier einverstanden ist . . . Kommen Sie also! . . . Kein Satz in Ihrem Brief hat mich mehr gefreut als der: Ich komme nach Rom, um zu lernen. Lernen und arbeiten – das können Sie hier in reichem Maße. Sie werden in unserem Hause Gleichgesinnte finden: Dr. Hoberg aus Osnabrück, Dr. Franzen aus Köln, vielleicht auch noch einen anderen Kölner. Haben Sie schon ein Arbeitsprogramm? Es ist gut, sich schon vorher einige Möglichkeiten zu überdenken; wenn Sie dann hier sind, können wir noch darüber sprechen . . . Also auf Wiedersehen in Rom! Ihr H. Jedin.“

Abgesehen davon, daß jeder Kirchenhistoriker Rom und Italien näher kennengelernt haben sollte, war für mich das Angebot von Jedin eine große Chance. Im Deutschland des Aufbaus nach 1946 hätte ich mich allzuleicht verzettelt. Bei der Besorgung der notwendigen Reisepapiere – Ausreise aus Deutschland, Durchreise durch Italien und Einreise in die Città del Vaticano – waren Pater Ivo Zeiger SJ und der Bischof Aloys Joseph Muench behilflich. Dieser, Bischof von Fargo (ND), war seit 1946 Apostolischer Visitator für die Katholische Kirche Deutschlands und hatte seinen Sitz in Kronberg im Taunus, wo ich ihn aufsuchte. Mit dem Paß hatte ich aber noch kein Geld für die Fahrt durch die Schweiz und Italien. Mit einer Fahrkarte bis Basel machte ich mich Mitte November bei nebeligem Wetter auf den Weg. Doch als ich in Basel den Nachtzug verließ, schien die Sonne. Ich

suchte die nächste katholische Kirche bzw. das nächste Pfarramt auf und ließ mir von dem Pfarrer, der Verständnis für meine Lage hatte, einige Meßstipendien geben. Diese ermöglichten den ungewohnten Genuß eines Frühstücks mit Weißbrot, „guter Butter“ und Bohnenkaffee und den Kauf einer Fahrkarte nach Luzern, wo ich mir vom dortigen Caritasverband Geld für die Fahrt nach Rom geben ließ.

Im „Campo Santo“ rechnet man mit meinem Kommen. Der Empfang durch Hubert Jedin war besonders herzlich. Er hatte meinen Aufenthalt ja möglich gemacht – allerdings ohne daß der Rektor von seiner Aktivität erfuhr. Bald wurde mir klar, daß der „Allvater“, wie wir Jedin nannten, die eigentliche Seele des Hauses war. Manchen Abend fanden wir wenigen Deutschen uns mit den Trentinern und Schweizern auf seinem Zimmer zu einem Glas Wein zusammen. Das Abendessen war erst um 20 Uhr. Damit war der eigentliche Arbeitstag durchweg zu Ende, und es blieb Zeit für nützliche und erholsame Gespräche.

Was meine Arbeit in der Vatikanischen Bibliothek anging, so waren meine Vorstellungen zunächst recht vage. Ich hatte die Absicht, die Theologie des Spätmittelalters, speziell des Nominalismus, zu studieren, über welche Lortz die These vertrat, daß sie nicht „vollkatholisch“ war.

Meine Studien über den „Kampf um die Messe“ hatten zu dem Ergebnis geführt, daß für Luther, der hier im Banne der nominalistischen Philosophie stand, Gedächtnis eine bloße Gegebenheit im Bewußtsein des Menschen ist und nicht an der Wirklichkeit partizipiert: deshalb konnte in seiner Sicht das Gedächtnis des Opfers am Kreuz als solches noch kein Opfer sein: „Wie seid ihr denn so kühn, daß ihr aus dem Gedächtnis ein Opfer macht?“ (WA 8, 421). Mußte aber zum Gedächtnis ein eigener Opferakt hinzukommen, dann waren die Einmaligkeit und das volle Genügen des Kreuzesopfers in Frage gestellt und hatte Luther Grund, die Messe als Opfer schärfstens zu bekämpfen. Die katholischen Gegner Luthers waren um nichts weniger der nominalistischen Denkweise verhaftet, so daß ihnen der Weg versperrt war, den Opfercharakter der Messe damit zu begründen, daß sie *memoria* und *repraesentatio* des Kreuzesopfers ist.

Weil das Andenken an ein Ereignis oder seine bildliche Darstellung nicht das Ereignis selber ist bzw. nicht an seiner Wirklichkeit partizipiert, ist die Messe als *memoria* noch kein Opfer; es muß zum Bildmoment noch das Sachmoment hinzukommen. Deshalb argumentiert z. B. Johannes Eck: Ja, die Messe ist *memoria* und als solche kein Opfer; aber hinzukommt noch die Darbringung des realgegenwärtigen Christus, und deshalb ist sie ein wahres Opfer. Das einmalige blutige Opfer am Kreuze schließt – so meint Eck – ein „anderes“, unblutiges Opfer, in dem Christus sich nach der Weise des Melchisedek, d. h. unter Brot und Wein, opfert, nicht aus. Diese Antwort konnte Luther nicht zufriedenstellen; weil die Einmaligkeit des neutestamentlichen Opfers nicht gesichert war. Die Identität der Opfergabe reichte dazu nicht aus.

Wieweit dieses Versagen der Theologie zu Beginn der Reformation auf einem Defizit der spätmittelalterlichen Theologie beruhte, damit befaßten sich meine Studien. Ganz von selbst ergab sich eine Konzentration auf den englischen Franziskaner Wilhelm von Ockham († 1347), speziell auf seine Gnaden- und Eucharistielehre. Ich befaßte mich nicht mit seiner großen Bedeutung für die Logik, die gar nicht strittig war. Wohl schien es mir von Bedeutung, daß die Logik bei Ockham einen so breiten Raum einnimmt und die Seinsphilosophie stark in den Hintergrund tritt. Von einer Theologie des Meßopfers kann bei Ockham und den Theologen des 14. und 15. Jahrhunderts nicht die Rede sein. Ihr Interesse gilt einseitig der Realpräsenz von Leib und Blut Christi aufgrund der Transsubstantiation und in Verbindung damit naturphilosophischen Fragen, etwa dem Verhältnis von Substanz und Quantität; z. B. wie kann bei einer ausgedehnten Substanz wie dem Brot die Substanz verschwinden und die Ausdehnung bleiben? Die Beschäftigung mit diesen zum Teil recht abstrusen Gedankengängen, die dazu auf schwer lesbaren Manuskripten des 14. Jahrhunderts überliefert sind, war keine reine Freude.

Zum Glück bestand für mich Rom ja nicht allein darin. Ich war nicht willens, bei den spätmittelalterlichen Codices meine ganze Zeit zu verbringen, sondern bemühte mich, mit dem Rom vertraut zu werden, das Ockham und die Spätscholastik mir nicht vermitteln konnten: das Rom der Katakomben und der Kirchen und Paläste, aber auch das Rom, das sich in den großen Gottesdiensten, in Papstaudienzen und Heiligsprechungen lebendig darstellte. Dazu diente u. a. die Immatrikulation beim Päpstlichen Archäologischen Institut. Hier hörte ich patristische Vorlesungen bei Erik Peterson und archäologische bei E. Josi und A. Ferrua. Wichtiger als die Vorlesungen waren mir die Führungen, die Prof. Josi an den Mittwochnachmittagen abhielt, zu denen die Schüler des Istituto Archeologico Zugang hatten. So habe ich im Laufe der drei Jahre die wichtigsten, sonst nicht zugänglichen Katakomben und andere christliche wie heidnische Monumente kennengelernt.

Hatte bisher das Schwergewicht meiner kirchengeschichtlichen Studien einseitig auf dem Mittelalter und der Neuzeit gelegen, so begegnete ich in Rom auch der alten Kirche, und zwar weniger durch Bücherstudium als durch unmittelbare Berührung mit den Monumenten.

Zu kostspieligen Reisen fehlte das Geld. Dennoch ergaben sich manche Möglichkeiten, Italien kennenzulernen. Nach Apulien und Sizilien führten mich Aufträge der Pontificia Commissione di Assistenza, der internationalen Caritas, in der Carlo Bayer die Betreuung der Deutschen wahrnahm. Ostern und Pfingsten 1948 bekam ich den Auftrag, die Insel Lipari, die größere der Äolischen Inseln an der Nordseite Siziliens, aufzusuchen. Hier hatten unter Mussolini politische Gefangene ihre Festungshaft abgesessen.

Nach Kriegsende waren hier Deutsche interniert, die keine ordnungsgemäßen Papiere hatten oder straffällig geworden waren. Ich hatte den

Auftrag, an den Festtagen für diese Internierten Gottesdienst zu halten. Der Zugang zu diesen Männern war erleichtert durch zwei große Koffer mit Wäsche und Kleidung, die man mir aus dem Magazin von Schwester Pasqualina, der Haushälterin Pius XII., mitgegeben hatte. Wollte ich die Abendstunden zu seelsorglichen Gesprächen nutzen, dann mußte ich mich nach dem Reglement mit den Internierten in deren Quartieren einschließen lassen. Diese Solidarität mit den Gefangenen wurde entgolten durch gesteigertes Vertrauen. Es gab vieles zu besprechen, und sicher nicht nur über das Wetter.

In den Sommerferien 1948 und 1949 habe ich in Cattolica an der Adria deutsche Kinder betreut, die hier auf Einladung des päpstlichen Hilfswerks, der Pontificia Commissione di Assistenza, zusammen mit Kindern aus Italien, der Schweiz und Österreich ihre Ferien verbrachten. So lernte ich auch ohne Geld größere Teile Italiens kennen.

Bis zur Währungsreform standen uns keine Barmittel zur Verfügung, außer Meßstipendien in Höhe von 110 Lire, dem Sechstel eines Dollars, die der Rektor des Campo Santo für uns beim Staatssekretariat beantragen mußte. Eine solche Domanda aufzusetzen, war für ihn eine wahre Staatsaktion, und es bedurfte wiederholter Bitten, bis er sich dazu bequeme.

Eine andere Geldquelle bedurfte nicht umständlicher Formalitäten, war dafür aber um so fragwürdiger: Der Campo Santo lag praktisch innerhalb der Città del Vaticano und konnte wie die anderen Institute und Haushalte die Lebens- und Genußmittel zu erheblich günstigeren Preisen aus der Kantine des Vatikans beziehen. Dazu gehörte auch ein Kontingent amerikanischer Zigaretten. Für uns Nichtraucher waren sie so viel wert wie bares Geld. Dino, der Pförtner des Hauses, verkaufte sie in der Stadt zu einem mehr als doppelten Preis.

Hatten die Vatikanische Bibliothek und das Archiv nur am Vormittag geöffnet, dann kam es uns zustatten, daß wir nachmittags in der Bibliothek des Hauses arbeiten konnten. Allerdings wies diese große Lücken auf. Es hatte ja schon längere Zeit an dem nötigen Geld gefehlt, die wichtigsten Bücher anzuschaffen und die Zeitschriften und wissenschaftlichen Reihen zu ergänzen.

Das wurde etwas anders mit dem Heiligen Jahr 1950. Anlässlich der Führung von Pilgergruppen konnten wir Pilger zu Stiftungen für den Campo Santo und seine Bibliothek motivieren. Damit wurden wichtige Anschaffungen für die Bibliothek möglich; darunter war z. B. die Wiener Ausgabe der lateinischen christlichen Schriftsteller (CSEL). Dank der Initiative von Pater Engelbert Kirschbaum, dem Direktor des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft, konnte auch der Vortragssaal im Erdgeschoß hergerichtet werden. Das Römische Institut der Görres-Gesellschaft war das einzige unter den deutschen, das seine Arbeit schon bald nach Kriegsende aufnehmen konnte. Damit waren günstige Startbedingungen für die öffentlichen Vorträge gegeben, die wir neben den hausinternen „Sabbatinen“



hielten und zu denen sich ein verhältnismäßig großer Kreis von deutschsprachigen Römern einfand.

### Repetent in Münster – Habilitation in Bonn

Das Heilige Jahr 1950 habe ich nicht bis zum Ende in Rom verbracht. Meine Habilitationsschrift war fertig, und ich wollte mich zum schnellstmöglichen Termin zur Habilitation melden. Mit Bischof Michael Keller hatte ich schon im Mai 1950 ausgemacht, daß ich im Collegium Borromaeum Wohnung nehmen und bei der „Theologenerziehung“ helfen sollte. Der Bischof plante, eine größere Zahl von jungen Priestern, Doktoranden und Mitarbeitern in der überpfarrlichen Seelsorge, im Borromaeum wohnen zu lassen; sie sollten mit den Theologen in Vita Communis leben. Diese wiederum sollten im alltäglichen Umgang Einblick in das Leben und Wirken junger Priester verschiedener Veranlagung und Tätigkeit gewinnen und so lebendig und realistisch für ihren Priesterberuf motiviert werden.

Als ich am 1. Dezember nach Münster kam, rechnete der Direktor des Borromaeums schon nicht mehr mit mir. Inzwischen hatte man sich an verschiedenen Stellen über meinen weiteren Lebenslauf Gedanken gemacht. Ich sollte mich in Bonn habilitieren. Damit würde die „Hausberufung“ als Argument gegen mich bei der Nachfolge von Professor Schreiber wegfallen. Professor Jedin in Bonn war gerne bereit, mich zu habilitieren, meinte aber, dann dürfte ich nicht in Münster in der Theologenausbildung stehen. Er hatte deshalb Bischof Michael vorgeschlagen, mir eine Stelle im rheinischen Teil der Diözese zuzuweisen. Mir ging es im Augenblick vor allem darum, irgendwo zur Ruhe zu kommen, und so bat ich den Bischof um sein Einverständnis, zunächst im Borromaeum Wohnung nehmen zu dürfen. Der Bischof schrieb mir am 4. 12.: „Herzlich willkommen. Selbstverständlich freue ich mich *sehr*, wenn Sie im Borromaeum Wohnung nehmen und uns bei der Theologenerziehung helfen.“

Aus einer Äußerung des Herrn Dekan glaube ich, entnehmen zu müssen, daß von Ihrer Seite aus keine Möglichkeit mehr dazu bestände. – Um so besser . . .“

Das Ergebnis des Hin und Her war: Ich wurde beauftragt, den versetzten Kaplan von Cappenberg bei Lünen zu ersetzen und dort an den Sonntag und Feiertagen die Aushilfe in der Seelsorge zu leisten. Während der Woche sollte ich als Repetent im Borromaeum in Münster tätig sein. In Cappenberg war ich polizeilich gemeldet. Damit waren auch die Erwartungen der Bonner Fakultät erfüllt. Unter der Anschrift Cappenberg, Pfarrhaus, stellte ich am 15. Januar den Antrag auf Zulassung zur Habilitation und Erteilung der „Venia legendi“ für Kirchengeschichte und für Dogmengeschichte des Mittelalters und der Reformationszeit. Gleichzeitig sollte August Franzen habilitiert werden. Als Einheimischer sollte er aber den

Vortritt haben. Da die Gutachter seiner Habilitationsschrift sich länger Zeit nahmen, verzögerte sich der Termin für die Probevorlesungen bis zum 7. Juli. Am 10. Juli 1951 teilte mir Jedin als Dekan mit: „Ihre Probevorlesung: ‚Grundzüge der Frömmigkeit und der Glaubensverkündigung des heiligen Bonifatius‘ und das anschließende Colloquium sind zur Zufriedenheit der Fakultät ausgefallen. Im Einverständnis mit Sr. Eminenz dem Herrn Erzbischof von Köln wird Ihnen hiermit gemäß dem in der Fakultätssitzung vom 7. Juli 1951 gefaßten Beschluß die ‚Venia legendi‘ für das Fach der Kirchengeschichte erteilt.“

Die Verzögerung wirkte sich für mich sehr nachteilig aus. Denn inzwischen war Professor Schreiber zu seiner und der Fakultät großer Überraschung zum 1. April emeritiert worden. Die Fakultät hatte mit einer jahrelangen Verlängerung seines Lehrauftrags gerechnet, wie es bei Hochschullehrern, die aus politischen Gründen von der NS-Regierung aus dem Amt entfernt worden waren, eigentlich üblich war. Zur Aufstellung der Nachfolgeliste ließ man sich nicht viel Zeit. In der ersten Fakultätssitzung am 2. Mai wurde die Liste erstellt.

Obwohl der Fakultät in Münster von Bonn mitgeteilt wurde, meiner Habilitation stünden nur noch Verfahrensfragen im Wege, sie werde sicherlich im Laufe des Sommers erfolgen, wurde mir ein Platz auf der Berufungsliste verweigert mit der Begründung, ich sei noch nicht habilitiert.

Die Liste lautete: Professor Josef Oswald (Passau), Professor Eduard Hegel (Trier), und Dr. Wolfgang Müller (Freiburg). Letzterer wurde – wie ich – auch erst im Jahre 1951 habilitiert. Professor Oswald bekam den Ruf, nahm sich aber sehr viel Zeit für die Zu- bzw. Absage. So wurde ich doch für zwei Semester (WS 1952/53; SS 1953) mit der Vertretung der Professur in Münster beauftragt, die man mir verweigert hatte.

#### Direktor des Franz-Hitze-Hauses

Überraschend kam in diese Tätigkeit hinein die Bitte meines Bischofs, die Leitung des Franz-Hitze-Hauses, der Sozialen Bildungsstätte der Diözese, zu übernehmen, die eben erst ihre Arbeit aufgenommen hatte. Wieder einmal sollte ich erfahren, wie vielerlei Fähigkeiten die Kirche von ihren Priestern erwartet. Am 30. März 1953 wurde ich zum Direktor der Sozialen Bildungsstätte „Franz-Hitze-Haus“ in Münster, zum Mitglied des Kuratoriums dieses Hauses und zum Geistlichen Beirat der Sozialen Seminare im Bistum Münster ernannt. Diese Tätigkeit war von vornherein nur für ein Jahr gedacht; es galt, eine Verlegenheit zu überbrücken. Für das SS 1954 konnte ich mit einer Berufung nach Trier rechnen, von wo Eduard Hegel einem Ruf nach Münster gefolgt war. Wenn auch nur vorübergehend, so stellte die Aufgabe als Sozialreferent der Diözese und als Direktor eines Hauses, das noch kein Gesicht hatte, hohe Anforderungen. In diese

Zeit fiel z. B. ein langwieriger und mit Erbitterung geführter Streik der Textilarbeiter des Münsterlandes.

Neben den Sozialen Seminaren, die an verschiedenen Orten der Diözese durchgeführt wurden, und Arbeitstagen für Betriebsangehörige des Bergbaus mit dem Thema „Der Mensch im Betrieb“ hielten wir im Franz-Hitze-Haus mit Erfolg Wochenenden für die Primaner der Gymnasien ab.

Wir gingen davon aus, daß die ersten Semester an der Universität für etwas anderes als ihr Fachstudium keine Zeit haben würden. Wollten wir junge Akademiker mit der Soziallehre der Kirche vertraut machen, dann mußten wir sie schon als Unterprimaner einladen. Die Entwicklung gab uns Recht. In den folgenden Jahren sollten die Kurse für Primaner nicht mehr aus den Veranstaltungskalendern des Franz-Hitze-Hauses, aber auch der Kommende in Dortmund und der Akademie in Trier, verschwinden.

### Professor der Kirchengeschichte in Trier

Am 10. Februar 1954 berief mich der Bischof von Trier als Kanzler der Theologischen Fakultät zum außerordentlichen Professor der Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Münster hatte damals den Ruf der Fortschrittlichkeit, u. a. galt auch ich als „modern“. Jedenfalls war das erste, was mir Bischof Matthias Wehr bei meinem Antrittsbesuch ans Herz legte, ich solle nicht meinen, daß in Trier alles so fortschrittlich vonstatten gehe wie in Münster. Bei anderer Gelegenheit machte er mich mit einem Bescheid aus Rom – wahrscheinlich die Antwort auf die Einholung des „placet“ – bekannt, ich solle mich einer weniger kritischen Art befleißigen.

Die Mehrzahl der Professoren, die für die Studenten des 1.–4. Semesters Vorlesung hielten, wohnten mit diesen im Rudolfinum, wo auch die Vorlesungen stattfanden. Diese „vita communis“ von Professoren und Studenten förderte den gegenseitigen Kontakt, der allerdings von der Seminarleitung nicht ohne Bedenken beobachtet wurde. Es lag nahe, daß gerade Studenten, die Schwierigkeiten bezüglich ihres Berufs hatten oder sich mit der Hausleitung rieben, das Gespräch mit einem Professor suchten und nach den Mahlzeiten den Rundgang ums Haus nutzten, um ihre Schwierigkeiten zu besprechen. Mancher Student stand faktisch schon außerhalb des Seminars, ihn konnte und durfte man nicht halten; es galt aber, ihm zu helfen, ohne Ressentiments auszuschneiden.

Ich hatte eben – wie ich meine mit Erfolg – mein erstes Semester hinter mich gebracht, als schon wieder eine Entscheidung über Ort und Art meiner Tätigkeit gefordert wurde. Bischof Westkamm hatte vom Senat der Stadt Berlin erreicht, daß an der Freien Universität Berlin eine Professur für Katholische Weltanschauung eingerichtet wurde als Fortsetzung des Lehrauftrags, den Romano Guardini bis zu seiner Absetzung durch das NS-Regime wahrgenommen hatte. Die Vorlesungen sollten schon im

SS 1955 beginnen. Was ich bereits inoffiziell von Hubert Jedin erfahren hatte, wurde mir am 9. September 1954 durch Johannes Pinsk mitgeteilt, der vom Bischof beauftragt war, mit dafür geeigneten Professoren in die entsprechenden Verhandlungen einzutreten. Er fragte bei mir an, ob ich bereit sei, einen an mich ergehenden Ruf anzunehmen. „Sie sind zwar in erster Linie Kirchenhistoriker, aber ich glaube, daß Sie auch mit der Problematik der übrigen theologischen Disziplinen so vertraut sind, daß Sie über Ihr engeres Fachgebiet hinaus die Studenten allgemein theologisch und religiös anzusprechen imstande sind. Das müßte natürlich unbedingt geschehen. Sie würden natürlich als katholischer Theologe auch innerhalb der Fakultät vielfach um Stellungnahme zu anderen wissenschaftlichen Problemen von der christlichen Theologie her angegangen werden.“

Jedin sah in Berlin eine wichtige und interessante Aufgabe für mich, andererseits bedauerte er, daß ich dadurch der Kirchengeschichte entfremdet würde. Wie er mir schrieb, würde in Berlin der Rahmen meiner amtlichen Tätigkeit viel weiter gespannt sein. „Aber Du stehst in Berlin auf einem der vorgeschobenen Posten, die es überhaupt für einen katholischen Theologen gibt. Reizt Dich diese Aufgabe nicht?“ Sie reizte mich schon. Die Frage war für mich nur, ob ich den Anforderungen gewachsen war. An sich war vor allem daran gedacht, mit der Einrichtung dieser Professur, die durch Lehraufträge ergänzt werden sollte, Studierenden die Möglichkeit zu geben, die *Facultas für Religion* an weiterführenden Schulen zu erwerben. Faktisch war aber der Erwartungshorizont viel weiter gespannt. Für eine breitere Öffentlichkeit ging es um die Nachfolge Romano Guardinis. Damit fühlte ich mich überfordert.

In meiner Absage, auf die ich Johannes Pinsk nicht lange warten ließ, habe ich davon aber nichts bemerkt, sondern neben familiären Rücksichten als Grund angegeben:

„Die Aufgabe in Berlin würde mich von der Kirchengeschichte, von meinen wissenschaftlichen Plänen und vielleicht von der Wissenschaft überhaupt wegführen. Ich will nicht sagen, daß das alles wichtiger ist als die in Berlin zu leistende Arbeit; aber ich habe das Gefühl, daß ich diese andere ebensogut, wahrscheinlich sogar besser machen werde.“

Die Professur erhielt der Luxemburger Marcel Reding, der gerade eine Studie über Marxismus und Christentum herausgegeben hatte, was ihn vielleicht für Berlin besonders empfohlen hatte. Meine Option für Trier honorierte die Fakultät durch meine Ernennung zum Ordentlichen Professor am 31. März 1955.

### Ausstellung des Heiligen Rockes

Zu einem Loyalitätskonflikt kam es 1959 anlässlich der Ausstellung des Heiligen Rockes. Zwangsläufig stellte sich die Frage nach der Echtheit die-

ser Reliquie. Von mir als dem Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters wurde eine klärende Stellungnahme erwartet. Ich glaube aus den Quellen zweifelsfrei bewiesen zu haben, daß die in Trier verehrte Tuchreliquie nicht materiell identisch ist mit der Tunica Christi, daß es sich vielmehr um eine Berührungsreliquie handelt. Nicht weniger wichtig war mir aber zu zeigen, daß damit der Wallfahrt nach Trier nicht die Grundlage genommen ist. Der Heilige Rock ist wie das Kreuz in der Karfreitagsliturgie oder in unseren Kirchen und Wohnungen weniger unter dem Gesichtspunkt der Reliquie als dem eines Bildes zu betrachten. Wie wir ein Kreuz verehren, obwohl wir wissen, daß es nicht das „echte“ Kreuz von Golgotha ist, so steht auch der Verehrung des Heiligen Rockes bei bewiesener „Unechtheit“ nichts im Wege. Diese These habe ich während der Wallfahrt in der Zeitschrift „Geist und Leben“ öffentlich vertreten.

Dem Bischof Wehr war das sicher nicht recht. Als nüchterner Mann hatte er für Bild und Symbol keinen Sinn, und als Kanonist hätte er nach Can. 1284 eine sicher unechte Reliquie entfernen müssen. So ließ er die Frage lieber in der Schwebe. Solange auch ernstzunehmende Gutachter für die Echtheit eintraten, konnte es bei der traditionellen Praxis bleiben. Der Wallfahrtsleiter Domkapitular Dr. Paulus ließ sich zwar Artikel schreiben, die die Echtheit zu beweisen suchten, zeigte aber unter vier Augen Verständnis für meine Auffassung. Er sicherte mir zu, möglichst bald nach der Wallfahrt den Heiligen Rock einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen und ihn in Zukunft in einer Seitenkapelle aufzubewahren, evtl. wie in der Barockzeit in einem silbernen Etui als „redendes Reliquiar“. In der Fastenzeit solle man ihn ausstellen. Die Leute sollten wenigstens wissen, wo die Reliquie sich befindet. Es hat einige Jahre gedauert, bis mein Vorschlag im Zusammenhang mit der Domrenovierung zur Ausführung kam. Mir kam es darauf an, kritischen Christen, vor allem Lehrern und Priestern, die von Berufs wegen die Wallfahrt mitmachen mußten, zu ermöglichen, es mit gutem Gewissen und ohne Augurenlächeln zu tun.

Noch Jahre später, im Oktober 1966, als wir uns zum Antritt der von der Katholischen Akademie in Bayern veranstalteten Studien- und Vortragsreise in die USA auf dem Frankfurter Flugplatz trafen, war das erste Wort, das Julius Kardinal Döpfner an mich richtete, ein Wort des Dankes: Ich hätte es ihm durch meine Deutung des Heiligen Rockes ermöglicht, die Wallfahrt guten Gewissens mitzumachen und seine Diözesanen dazu einzuladen.

### Thesenanschlag: Tatsache oder Legende?

Einen erheblichen Wirbel habe ich seit 1961 in der Lutherforschung hervorgerufen durch meine These, daß der Thesenanschlag Luthers am 31. Oktober 1517 nicht stattgefunden hat, sondern in den Bereich der Le-

gende zu verweisen ist. Anlässlich einer Rezension des Buches von Hans Volz „Martin Luthers Thesenanschlag und dessen Vorgeschichte“ (Weimar 1959), in dem er die These vertrat, Luther habe die Thesen nicht am 31. Oktober, sondern am 1. November angeschlagen, habe ich die Quellen von neuem durchgearbeitet. Dabei fiel mir auf, daß Luther selbst mehrfach, und zwar unmittelbar nach der Veröffentlichung der Thesen wie gegen Ende seines Lebens, beteuert, er habe – bevor einer seiner besten Freunde von seiner Disputationsabsicht erfahren hätte – die Thesen den zuständigen Bischöfen, seinem Ordinarius Bischof Hieronymus Schulz von Brandenburg und dem päpstlichen Ablasskommissar Erzbischof Albrecht von Brandenburg-Mainz, geschickt, mit der Bitte, andere Weisung an die Ablassprediger zu geben und die Lehre vom Ablass durch die Theologen klären zu lassen. Erst als die Bischöfe nicht geantwortet hätten, habe er die Thesen an gelehrte Männer weitergegeben. Der Brief an Erzbischof Albrecht ist erhalten und trägt das Datum „Vigil von Allerheiligen“, d. h. vom 31. Oktober. Hätte Luther an diesem Tag seine Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, dann hätte er den Bischöfen keine Zeit gelassen zu antworten, was er aber wiederholt beteuert. Er hätte unmittelbar nach dem Ereignis den Papst wie auch seinen Landesherrn Friedrich den Weisen belogen und hätte bis zum Ende seines Lebens dieses gefälschte Bild von den Ereignissen aufrechterhalten. Hat aber die „Szene“ nicht stattgefunden, wird noch deutlicher, daß Luther nicht in Verwegenheit auf einen Bruch mit der Kirche hingesteuert ist, sondern eher absichtslos zum Reformator wurde. Allerdings trifft dann die zuständigen Bischöfe noch größere Verantwortung. Denn dann hat Luther den Bischöfen Zeit gelassen, religiös-seelsorglich zu reagieren.

Anlässlich einer Diskussion mit Hans Volz, zu der die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Göttingen eingeladen hatte, bemerkte der das Gespräch leitende Kollege in seinem Schlußwort, es sei doch sehr bemerkenswert, daß der katholische Redner für die Ehrlichkeit Luthers eingetreten sei, während der evangelische Partner so leichthin eine Lüge Luthers in Kauf genommen habe. Als die evangelischen Kirchenhistoriker zögerten, sich auf ein ernsthaftes Gespräch über den Thesenanschlag einzulassen, veranstaltete der Historikerverband auf dem Historikertag in Berlin im Oktober 1964 eine Podiumsdiskussion unter Leitung von Hubert Jedin. Meine Gesprächspartner waren Kurt Aland und Hans Volz. Ihre Argumentation war wenig überzeugend.

Am Abend auf dem Empfang im Charlottenburger Schloß war das Urteil von Hermann Heimpel: „Es ist zum katholisch werden!“

Es ist erstaunlich, wie wenig ernstzunehmende evangelische Lutherforscher bereit waren und sind, auf dieses Stück Folklore des hammerschwingenden Luther zu verzichten.

Aufs Ganze gesehen profitierte meine Generation, mit mir vor allem Peter Manns und Otto Hermann Pesch, von der Wandlung des Lutherbildes,

die vor allem Joseph Lortz und Hubert Jedin herbeigeführt hatten. Die katholische Lutherforschung wurde ernstgenommen. Das wurde z. B. deutlich auf dem Dritten Internationalen Kongreß für Lutherforschung in Järvenpää/Finnland im August 1966, zu dem zum ersten Male Katholiken eingeladen worden waren und wo ich ein Referat über „Luther und die Mystik“ halten durfte.

Auf dem vierten Kongreß für Lutherforschung im August 1971 in Saint Louis, Missouri, wurde mir mit Jaroslav Jan Pelikan, Heiko Oberman, Gerhard Ebeling, Chitose Kishi und Bengt Häggglund der Doctor honoris causa verliehen. In seiner Laudatio bediente sich der Dekan zur allgemeinen Erheiterung des Wortspiels: „... whether or not the theses have been nailed (angenagelt) or mailed (mit der Post geschickt) . . .“

Seit dem Wintersemester 1961/62 hatte ich zusätzlich einen Lehrauftrag an der Universität Saarbrücken. Einen solchen nahmen einige Trierer Kollegen wahr, um den Studierenden der philosophischen Fakultät die Möglichkeit zu geben, die Lehrbefähigung in Theologie zu erwerben. An einem Nachmittag der Woche fuhr ich nach Saarbrücken, um ein dreistündiges Programm durchzuführen: zwei Stunden Vorlesung und eine Stunde Seminar. Das war sehr anstrengend, aber auch sehr anregend, weil man sich auf eine andere Mentalität einzustellen hatte.

### Berufung nach Münster

So wohl ich mich auch in Trier fühlte, ich dachte doch daran, gelegentlich an eine Universität, am liebsten nach Münster, überzuwechseln. Die erste Gelegenheit ergab sich 1962 mit der Einrichtung eines Lehrstuhls für Ökumenische Theologie an der Münsteraner Fakultät. Januar/Februar 1963 stellte die Fakultät eine Vorschlagsliste auf mit den Namen Heinrich Fries (München), Erwin Iserloh (Trier), und Eduard Stakemeier (Paderborn). Da man trotz gegenteiliger Zusicherungen damit rechnen konnte, daß Fries den Ruf ablehnen würde, stand die Sache günstig für mich. Fries hielt die Fakultät über Gebühr lange hin. Die Zeit arbeitete aber nicht für mich. Im Gegenteil: je mehr man nicht mehr mit einer Zusage von Fries rechnete, um so aktiver wurden die Kräfte, die sich meiner Berufung widersetzen. Juli 1963 beschloß die Fakultät, den Kultusminister zu bitten, nach einer eventuellen Absage von Professor Fries die Vorschlagsliste für die Besetzung des Lehrstuhls für Ökumenische Theologie zu sistieren. Im Dezember 1963 hörte man aus der Berufungskommission, daß starke Kräfte für eine Besetzung mit einem Systematiker eintraten. Genannt wurden R. Marlé (Paris) und H. Vorgrimler (Freiburg). Im Januar 1964 blieb die Liste noch offen. Nach der Information seitens der Berufungskommission sollten Vorgrimler und Kasper in engere Wahl gezogen werden. Gleichzeitig wurden allerlei Gerüchte verbreitet, so z. B. ich sei an einer Berufung

nach Münster nicht mehr interessiert, weil ich demnächst nach Bochum berufen würde oder als Nachfolger von Lortz in Mainz vorgesehen sei. Andererseits wurde mir die Eignung abgesprochen: Ich sei für einen Ökumenischen Lehrstuhl nicht irenisch genug. All dem setzte der Kultusminister Paul Mikat ein Ende, indem er der Vorschlagsliste folgte und mich als den Zweiten am 25. 2. 1964 berief. Die Ernennung erfolgte nach den üblichen Verhandlungen, in denen ich eine günstige personelle und finanzielle Ausstattung des Instituts erreichte, am 18. Mai zum 1. Juli 1964.

Meine Antrittsvorlesung hielt ich am 24. November 1964 über das Thema: „Das tridentinische Dekret über das Meßopfer vor dem Hintergrund der konfessionellen Auseinandersetzung des 16. Jahrhunderts.“ Die Arbeit im Institut lief gut an. Das erste größere Projekt war eine Untersuchung über das Bild von Protestanten und Juden in den katholischen Schulbüchern. Neben den üblichen Vorlesungs- und Seminarveranstaltungen hielten wir jeden Monat einen – sehr gut besuchten – Vortragsabend mit anschließendem Gespräch für die Professoren beider Theologischen Fakultäten. Als Referenten wurden u. a. Joseph Lortz und Karl Rahner gewonnen. Im Juni 1966 erhielt ich von Theobald Freudenberger die Mitteilung, daß die Katholisch-Theologische Fakultät in Würzburg mich einstimmig auf den ersten Platz der Berufungsliste für die Nachfolge Georg Pfeilschifters gesetzt habe. Er bat mich dringend, dem Rufe zu folgen. Ich hatte ihm schon vorher freimütig gestanden, daß ich die Professur für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit in Münster vorzöge, wenn mir diese angeboten würde. Inzwischen war Eduard Hegel zum 1. Mai nach Bonn berufen worden. Ich ließ die Fakultät spüren, daß ich gerne seine Stelle in Münster einnehmen würde. Sie kam diesem Wunsche nach, indem sie mich auf die erste Stelle der Vorschlagsliste setzte. Dem Minister Mikat, der mir am 10. 6. 1966 seine Absicht mitteilte, mir die Professur zu übertragen, gab ich die Zusage mit der Begründung, ich verspräche mir „von der Tätigkeit als Ordinarius der Kirchengeschichte eine größere pädagogische Wirkung“ (Pflichtvorlesungen) und hoffte, mich meinem Spezialgebiet der Erforschung der Reformationsgeschichte intensiver widmen zu können. Die Ernennung erfolgte durch Kultusminister Fritz Holthoff erst am 9. März 1967. Die Vorlesungstätigkeit machte mir bis zu meiner Emeritierung (1983) große Freude, über zu geringe Resonanz hatte ich nicht zu klagen. Auch die Zusammenarbeit mit meinen Assistenten und wissenschaftlichen Mitarbeitern war durchweg vorzüglich. Das Klima in der Fakultät, d. h. in den Gremien, besonders in der Fachbereichskonferenz und dem Fachbereichsrat, wurde um so unerträglicher, je mehr die Universität Gruppenuniversität wurde. Bald gab es kaum noch eine Entscheidung, die nicht – anstatt sachbezogen – nach politischen Gesichtspunkten getroffen wurde. Das brachte mich immer mehr dazu, meine Aktivitäten in den außeruniversitären Bereich zu verlagern. In der Diözese Münster übernahm ich den Vorsitz der Kommission für kirchliche Zeitgeschichte und der



Ökumenischen Bistumskommission. Ich wurde in den Priesterrat gewählt und 1976 zum Domkapitular ernannt. Außerhalb der Diözese wurde ich Berater der Kommission für Ökumenische Fragen der Deutschen Bischofskonferenz, Mitglied des Vorstandes der Görres-Gesellschaft, des Wissenschaftlichen Beirates des Johann-Adam-Möhler-Instituts für Ökumenik in Paderborn und des Instituts für Europäische Geschichte, Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte in Mainz.

Nach langjähriger Mitgliedschaft im Vorstand der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum wurde ich 1972 zu deren Erstem Vorsitzenden gewählt. Dank der Mitarbeit einer Reihe von Kollegen konnte neben einer größeren Anzahl von Monographien die Reihe der Editionen fortgeführt werden. Neben den Meßopferschriften des Johannes Eck und Kaspar Schatzgeyers erschien das mit über 100 Auflagen am weitesten verbreitete „Handbuch“ vortridentinischer Kontroverstheologie, das „*Enchiridion locorum communium adversus Lutherum*“ von Eck in der vorbildlichen Bearbeitung von Pierre Fraenkel (Genf).

Rechtzeitig zum 450. Gedenkjahr des Augsburger Reichstages von 1530 erschien eine lange fällige Ausgabe der „Confutatio“, der Gegenschrift zur „Confessio Augustana“. Aus demselben Anlaß veranstaltete die Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum in Augsburg vom 3. bis 7. September 1979 ein internationales Symposion, an dem gut 100 Gelehrte des In- und Auslandes teilnahmen. Die Referate und Diskussionen sind in „Confessio Augustana und Confutatio. Der Augsburger Reichstag und die Einheit der Kirche“ (Münster 1980) festgehalten, und haben große Beachtung gefunden.

Im Januar 1971 wählte die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz mich zu ihrem ordentlichen Mitglied. Abgesehen von der Ehre ist damit eine einzigartige Gelegenheit zum interdisziplinären Gespräch gegeben. Die Akademie umfaßt in drei Klassen, der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen, der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen und der Klasse der Literatur, Vertreter aller Wissenschaften, die zu vierteljährlich stattfindenden Sitzungen von jeweils eineinhalb Tagen zusammenkommen. Die Vorträge werden im Plenum gehalten. So müssen die Vertreter der verschiedenen Disziplinen bemüht sein, sich den Hörern, die nicht Fachkollegen sind, verständlich zu machen, und diese müssen ihrerseits sich mit dem Vorgetragenen auseinandersetzen. Wenn das vielfach nicht gelingt, dann wird dabei zumindest das Elend unserer weitgehend isolierten und desintegrierten Einzelwissenschaft deutlich. Von mir wurde seitens der Akademie die Edition der Werke und Briefe des Bischofs Emmanuel von Ketteler erwartet. Dank des Einsatzes meiner Mitarbeiter sind die fünf umfangreichen Bände der Schriften Kettelers im Jahr 1985 vollständig erschienen. Die Ausgabe hat deutlich gemacht, daß Ketteler mit „Arbeiterbischof“ nicht hinreichend charakterisiert ist. Er hat darüberhinaus große Bedeutung bekommen durch seinen Kampf um die Freiheit in einer pseudo-liberalen

Gesellschaft und durch sein Bemühen, innerkirchlich das Verhältnis zwischen Papst und Bischofskollegium zu klären. Von den Briefen an und von Ketteler ist der erste Band erschienen; weitere drei bis vier werden folgen.

Somit fehlt es mir auch nach meiner Emeritierung – sie erfolgte am 31. Juli 1983 – nicht an Aufgaben. Meine Abschiedsvorlesung hatte zum Thema: „Die Reformationsgeschichte als Aufgabe des katholischen Kirchenhistorikers.“

Soweit meine Kräfte es zulassen, möchte ich auf den hier gewiesenen Pfaden noch eine Strecke weitergehen.

## BERNHARD KÖTTING

Am Osterdienstag, dem 29. März 1910, erblickte ich das Licht der Welt in Hengeler bei Stadtlohn; der Ort liegt in der Nähe der holländischen Grenze. Im Jahre 1931 war die Kinderzahl in unserer Familie auf elf angewachsen. Es waren fünf Knaben und sechs Mädchen. Zwei von den Jungen starben als Kinder im ersten Lebensjahr; die beiden anderen sind im Alter von 26 und 27 Jahren im Zweiten Weltkrieg in Rußland gefallen. Die Schwestern leben noch; Anna, die vierte dem Alter nach, steht mir seit 35 Jahren helfend zur Seite.

Aufgewachsen bin ich auf dem alten Bauernhof, der sich schon jahrhundertlang unter dem Familiennamen nachweisen läßt. Dieser unbeengten, freien Entwicklung zwischen Eltern, Großeltern, Geschwistern, Knechten und Mägden und dem Umgang mit vielen Arten von Tieren glaube ich die Liebe zur Freiheit und Selbstbestimmung und die Abneigung gegen Engherzigkeit, Skrupulantentum und jede Art von Fanatismus zu verdanken. Gut erinnere ich mich, daß ich während des Ersten Weltkriegs als Junge erfreut war über Siegesmeldungen, daß ich aber auch erschüttert war, als mein Onkel Hermann, Vaters einziger Bruder, den ich sehr liebte, 1916 bei Cambrai fiel. In dieser schwierigen Zeit und bei der wachsenden Zahl der Kinder, dem Fehlen von Knechten, die zum Krieg einberufen wurden, waren meine Eltern mit Arbeit überhäuft. So ist in meiner Erinnerung haften geblieben, vorwiegend von meinen Großeltern betreut worden zu sein. Mein Großvater, dessen Namen ich trage und der mein Pate war, nahm mich von meinem 3. Lebensjahr an in seine Schule, so daß ich beim Eintritt in die Volksschule sofort in die 2. Klasse gesetzt wurde, weil ich deutsch und lateinisch lesen und schreiben und das Einmaleins bis 20 konnte. Nun sah mein Großvater seinen Weizen blühen, so daß ich nach einem Jahr Schulbesuch in die 4. Klasse versetzt wurde. Nun meldete er mich für die Rektoratsschule in Stadtlohn an; aber weit gefehlt, ich konnte nicht aufgenommen werden, weil ich noch nicht gebeichtet hatte; Beichtunterricht wurde auf der Rektoratsschule nicht erteilt. Darum langweilte ich mich dann noch zwei Jahre in der 6. und 7. Klasse der Volksschule.

Sechs Jahre habe ich auf der Rektoratsschule zugebracht. Auf der Sexta wurde mit Latein begonnen, auf der Quarta mit Französisch, auf der Untertertia konnte man wählen zwischen Griechisch und Englisch. Ich entschied mich für Griechisch. Unter der gestrengen Leitung des Rektors Caspar Heese, eines Priesters, lernten wir eiserne Disziplin und in den Sprachen so viel Grammatik, daß ich heute noch davon zehre. Eine familiäre Diskussion ergab sich, als ich auf Untertertia meine Schulpflicht beendet hatte. Mein Vater war alter Tradition gemäß der Überzeugung, daß ich als Ältester den Hof zu übernehmen und deshalb mit dem Studium aufzuhören hätte. Die jüngeren Brüder könnten an meiner Stelle studieren. Das Problem wurde gelöst, als ich eines Sonntags auf der Fahrt zur Kirche aus Ver-

sehen den Kutschwagen an den Rand eines Grabens lenkte und mein Vater mir die Zügel aus der Hand nahm mit der Bemerkung: „Du kannst nur studieren; Du bist zu dumm, um Bauer zu werden.“ Die drei letzten Jahre meiner Gymnasialzeit verbrachte ich in Münster, wo ich am Paulinum am 11. Februar 1929, dem bisher kältesten Tag in meinem Leben (29° unter Null), das Abitur machte. Ich wohnte im Knabenkonvikt Ludgerianum. Dort war die Lektüre fortschrittlicher Zeitschriften wie des „Hochland“ untersagt. Darum bestellte ich es in mein Elternhaus. Dort wurden alle Hefte von meiner zweiundachtzigjährigen Großmutter, der klügsten einfachen Bauersfrau, die ich je kennengelernt habe, gelesen. Ich erinnere mich, daß sie mir einmal ein Heft gab, das einen Aufsatz von Elly Heuss-Knapp enthielt: „Sexus, Eros, Agape“, und dabei bemerkte; „Der Aufsatz ist sehr gut, aber ob Du schon reif dafür bist?“

Über mein Studium an der Universität war ich mir vor dem Abitur nicht klar. Weihnachten 1928 hatte ich zu Hause gesagt, daß ich gern Jura studieren möchte, denn mir schwebte die Diplomatenlaufbahn vor Augen; das Abiturzeugnis trug den Vermerk, daß ich Neuere Sprachen studieren wolle. Auf Anraten eines Veters meines Vaters, des späteren Domkapitulars Carl Berghaus, habe ich dann zunächst mit dem Studium der Theologie angefangen.

Nach dem ersten Semester fragte mich der Direktor des Theologenkonvikts, ob ich bereit sei, mein Studium an der Gregoriana in Rom fortzusetzen. Ich sagte ihm, daß ich das mit meinen Eltern überlegen müßte, weil ich eine solche Entscheidung nicht allein treffen könnte. Meine Großmutter besprach diese Angelegenheit mit dem Pfarrer von Stadtlohn, der sie regelmäßig besuchte. So fiel die Entscheidung durch seinen Rat: „Bernhard, bleib hier; aus Rom ist noch nie etwas Gescheites zurückgekommen.“ Später erkannte ich den Grund für dieses Urteil. Er hatte vor Jahren einen Germaniker als Kaplan gehabt, mit dem er nicht zurecht gekommen war. Aber nun waren für mich die Würfel gefallen; ich setzte meine Studien in Münster und Freiburg fort.

In Freiburg machte ich zu Beginn des Sommersemesters 1930 die Bekanntschaft von Geheimrat Heinrich Finke. Ein Empfehlungsbrief meines Geschichtslehrers vom Gymnasium Paulinum in Münster hatte mir die Tür zu ihm geöffnet. Seine Sympathie gewann ich, als er im Gespräch feststellte, daß die Stätten unserer Geburt nur einige Kilometer voneinander entfernt lagen; er stammte aus Rhede bei Bocholt. Darum fragte er sofort: „Sprechen Sie noch Plattdeutsch?“ Ich konnte ihm antworten: „Hochdeutsch kann ich nicht viel, aber Plattdeutsch spreche ich geläufig.“ Finke, hochangesehener Historiker und Präsident der Görres-Gesellschaft, empfahl mich bei der Studentenkorporation „Flamberg“, in der ich viele Freunde fand und der ich heute noch verbunden bin. Er lud mich auch ein, an seinem Kolloquium teilzunehmen, das er am Samstagvormittag hielt. Er war zwar seit Jahren emeritiert; Vorlesungen gab er nicht mehr. Die Mehr-

zahl der etwa zehn Teilnehmer am Kolloquium waren Spanier. Finke hatte gerade wegen seiner Spanienforschungen internationales Ansehen. Nach zwei Semestern verabschiedete ich mich von ihm mit der Frage: „Hat es Zweck, daß ich mich in meinem weiteren Studium der Geschichte zuwende?“ Er gab die Antwort: „Mein junger Freund, Sie können noch nicht viel, aber gewisse Anzeichen sind doch da.“ Er empfahl mir in Münster drei Professoren, die seine Schüler gewesen waren, darunter auch Joseph Schmidlin. Finke charakterisierte ihn mit den Worten: „Er ist sehr begabt und sehr fleißig, aber leider können Sie mit ihm nicht umgehen.“ Deshalb ging ich zu Schmidlin in das papstgeschichtliche Seminar, um Finkes Meinung über seinen Schüler zu widerlegen. In diesen Übungen lernte ich Eduard Hegel kennen; daraus wurde eine Lebensfreundschaft. Wir beide wurden von Schmidlin eingeladen, in den Herbstferien 1932 mit ihm zu einem schöngelegenen Gasthof (Plattenhof) zwischen St. Peter und St. Märgen im Schwarzwald zu fahren, um ihm bei der Fertigstellung des ersten Bandes der Papstgeschichte zu helfen. Im Vorwort zu diesem Band hat Schmidlin es erwähnt.

Seit dem Sommersemester 1931 hatte ich mit ihm an seiner Papstgeschichte, der Fortsetzung von Ludwig von Pastors gleichnamigem Werk, als wissenschaftliche Hilfskraft gearbeitet. Zwei Referate, die ich bei ihm in seinem Seminar gehalten hatte, waren der Grund. Sie sind ziemlich unverändert in den ersten Band, der 1933 erschien, übernommen worden: 1) Die Konkordate mit der oberrheinischen Kirchenprovinz, 2) Lamennais und der Heilige Stuhl.

Den Campo Santo Teutonico lernte ich in den Herbstferien 1933 kennen. Schmidlin hatte mich mit nach Rom genommen. Damals durfte ich als Student noch nicht im Campo Santo wohnen. Schmidlin hatte mir bei zwei älteren Damen, via del Babuino 146, ein Zimmer besorgt. Von dort fuhr ich täglich mit der Circolare zum Campo Santo, wo Schmidlin in dem oberen Balkonzimmer am alten Eingang wohnte. Die meiste Zeit verbrachte ich allerdings in der Bibliotheca Vaticana. Ich sollte dort für den zweiten Band der Papstgeschichte die „Acta Leonis XIII.“ exzerpieren, weil es nach Schmidlins Meinung diese Acta in Deutschland nicht gab. In diesen Wochen durfte ich auch am Mittagstisch im Campo Santo teilnehmen. So lernte ich den Rektor Stoeckle und den Vize-Rektor Fink kennen. Die letzte Woche dieses ersten Aufenthalts in Rom nutzte ich auch zu einem Besuch in Neapel; Abstecher machte ich von dort zum Vesuv und nach Capri. Meine letzten Pfennige benutzte ich zum Kauf einer Banane. Sie sollte meine einzige Nahrung sein während der Fahrt per Schiff und Eisenbahn von Capri nach Stadtlohn, meiner Heimat im Westmünsterland. Eine Karte für diese dreißigstündige Fahrt besaß ich, sonst aber nichts. In Freiburg trieb mich jedoch der Hunger aus dem Zug zu meiner Wirtin, bei der ich zwei Jahre zuvor als Student gewohnt hatte; sie hatte Erbarmen und gab mir zu essen.

Mit seinem Urteil über Schmidlin hat Finke jedoch Recht behalten. Nach dem Aufenthalt in Rom kam es über die Beurteilung der Päpste Leo XIII., dessen Acta ich durchgearbeitet hatte, und seines Nachfolgers Pius X. zu scharfen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf sich Schmidlin öffentlich in der Vorlesung von mir verabschiedete. Zum letzten Male habe ich ihn im Krieg auf Schloß Merveldt in Freckenhorst getroffen, wo ich Kaplan war; er gab seiner Verwunderung Ausdruck, „daß aus mir nichts geworden sei“. Es traf mich dann sehr, als ich bald danach hörte, er sei in ein Konzentrationslager im Elsaß eingeliefert worden, wo er dann auf grausame Weise umgebracht wurde. Sein unvorstellbarer Fleiß – er arbeitete mit kurzen Unterbrechungen von morgens 5.30 Uhr bis abends um 21 Uhr – und sein Bemühen, aus den Quellen zu schöpfen, haben mich sehr beeindruckt.

Nach der Trennung von Schmidlin mußte ich mir für die Dissertation einen anderen Lehrer suchen. Ich wählte den jüngsten Privatdozenten an der Universität Münster, Johannes Quasten. Nun mußte ich vom 19. Jh. in die Frühe Kirchengeschichte zurückgehen. Wir einigten uns bald auf das Thema: „Die Beurteilung der Zweiten Ehe im heidnischen und christlichen Altertum.“ Vor der Priesterweihe konnte ich die Arbeit nicht mehr fertigstellen. Quasten riet mir, zunächst in die Seelsorge zu gehen; es sei nicht gut, sich sofort und ununterbrochen der Wissenschaft zu widmen; man müsse auch als Seelsorger Kontakt mit den Menschen zu gewinnen suchen. So kam ich als Kaplan nach Gelsenkirchen-Horst zu dem zweiundsechzigjährigen Pfarrer Wilhelm Wenker, der mich geleitet hat wie ein wirklicher geistlicher Vater. Er hat mich gelehrt, wie man mit Menschen aller Berufe und Richtungen umgehen muß. Er hat mich geprägt in dieser Hinsicht, und deswegen hängt sein Bild neben dem von Franz Joseph Dölger heute noch in meinem Arbeitszimmer. Bis zum Frühjahr 1937 bin ich in Horst geblieben, etwa ein Jahr länger, als eigentlich vorgesehen war. Das kam daher, daß am Ostermontag 1936 während einer Predigt für die Frauen und Mütter eine bigotte Teilnehmerin mir laut ins Wort fiel und mich beschuldigte, mich an ihrer Tochter vergangen zu haben, weil ich ihr die Krankenkommunion nicht habe bringen wollen; dem Bischof habe sie es schon mitgeteilt. Um keinem Verdacht Nahrung zu geben, wurde deshalb meine Versetzung um einige Monate verschoben.

Als ich dann nach Freckenhorst kam, um in Münster die Promotion zu vollenden, hatte Quasten die Fakultät verlassen. Er war zunächst nach Rom und dann nach Washington gegangen. Mit meinem Thema für die Dissertation hing ich nun in der Luft. Die Teilnahme am Seminar beim Dogmatiker Michael Schmaus führte mich zwar mit meinem späteren Kollegen und Freund Hermann Volk, hernach Bischof von Mainz und Kardinal, zusammen, brachte mich aber in der Promotionsangelegenheit nicht weiter, da mein Thema Schmaus nicht recht behagte. Retter in meiner Not war der Dompropst Donders, der mir am 8. Juli 1938 in der Wohnung des Chefs

des Aschendorff'schen Verlages, wo Dölger seine Bücher hatte erscheinen lassen, und der mit Dölgers Hausdame Maria Frey verwandt war, ein Gespräch mit dem damals in Bonn lehrenden Professor vermittelte. Donders war mit Dölger befreundet, der aus Anhänglichkeit an Münster, wo er 14 Jahre gelehrt hatte, fast jedes Jahr am Tag der Großen Prozession nach Münster kam. Dölger fand mein Thema über die Zweite Ehe gut, aber als ich ihn fragte, ob er die Arbeit als Dissertation annehmen würde, zeigte er sich sehr zurückhaltend, denn „Ferndissertationen“ nehme er nicht an, weil er für Promovenden sechs Semester Teilnahme an seinem Seminar verlange, und der Bischof von Münster könne einem Priester seiner Diözese nicht einen Promotionsurlaub in Bonn gewähren; das sei ein Affront gegen die Fakultät in Münster. Es klappte dann mit Hilfe von guten Fürsprechern doch. Bischof Clemens August von Galen gab mir die Erlaubnis, in Bonn meine Promotion zu Ende zu führen; er habe von Dölger, den er persönlich nicht kenne, nur Gutes gehört. Mich entließ er mit der Mahnung, mich nicht „anbräunen“ zu lassen. Nach jedem Semester mußte ich ihm über den Fortgang des Studiums Bericht erstatten.

Der Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät in Bonn, bei dem ich mich vorstellte, bemerkte: „Wenn Dölger Sie als Doktorand angenommen hat, dann gratuliere ich Ihnen, denn dann kommen Sie durch.“ Von Dölger lernte man bald die Präzision und Klarheit in der Formulierung und die Pflicht, jede Aussage exakt zu belegen. Wer zum Gespräch über das Dissertationsthema zu ihm geladen wurde in seine Wohnung, der kam bald zum Ziel. In dieser Hinsicht bin ich wirklich Dölgers Schüler geworden. Jahrelang habe ich alle Doktoranden und Habilitanden zum Gespräch am Sonntagvormittag eingeladen, mit gutem Erfolg. Dölger sagte mir vor Beginn des Wintersemesters 1939/40, daß er mir beim Deutschen Archäologischen Institut ein Stipendium zum Studium der Archäologie verschafft habe; am 1. April 1940 könnte ich die Stelle antreten. Dann begann am 1. September 1939 der Krieg, und als Angehöriger eines musterungspflichtigen Jahrgangs (1910) war an eine Ausreisegenehmigung zum Studium nicht zu denken. Zu Beginn des Semesters 1939/40 habe ich meine Dissertation eingereicht. Dölger wurde bald darauf von schlimmer Krankheit befallen. Ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen. Theodor Klauser führte die Promotion im Dezember 1940 zu Ende; Dölger war zwei Monate zuvor gestorben. Für die Alte Kirchengeschichte war 1940 ein dunkles Jahr. Albert Ehrhard, der Vorgänger Dölgers in Bonn, und Hans Lietzmann starben ebenfalls in diesem Jahr. Dölger hatte noch zu seinem 60. Geburtstag am 18. Oktober 1939 die Festschrift „Pisciculi“ erhalten.

Zum Kriegsdienst bin ich nie herangezogen worden. Etwa zwei Monate nach Beginn des Krieges erschien in meiner Wohnung in Bonn ein Beauftragter des Wehrmeldeamtes, um meinen militärischen Ausweis zu holen. Seit 1937 hatten alle Geistlichen eine Ausweiskarte mit der Aufschrift „Ersatzreserve II“. Da ich nun meine Dissertation abgegeben hatte und bereits

in eine Stelle als Kaplan in Freckenhorst eingewiesen war, habe ich mir spornstreichs vom Wehramt eine Abmeldebescheinigung geholt. Ich traf dort eher ein als der Mann mit den Papieren. Da ich in Bonn demnach ordnungsgemäß entlassen war, wurde mein Ausweis an das Wehrmeldeamt in Münster geschickt; dort war jedoch die Musterung meines Jahrgangs bereits vollzogen. So habe ich dann drei Jahre ohne jeden militärischen Ausweis verbracht, bis ich auf Anordnung von Bischof von Galen zum Wehrmeldeamt gehen mußte, denn er wollte nicht dulden, daß bei einem seiner Geistlichen die Papiere nicht in Ordnung wären. Damit man mich dann nicht sofort festhielt, wurde ich zum Pfarrer ernannt; damit war ich dann unabhkömmlich. Es stellte sich auf dem Meldeamt dann heraus, daß meine Papiere, als sie im Herbst-Winter 1939 von Bonn nach Münster kamen, falsch eingeordnet worden waren; so entging ich dem Militärdienst.

Der Bischof von Galen hatte mir nach der Promotion zugesagt, daß er die Erlaubnis zur Habilitation geben werde. Während des Krieges jedoch war nicht daran zu denken. Als aber zum Wintersemester 1945/46 die Universität Münster wiedereröffnet wurde, beauftragte mich der Bischof mit der Studentenseelsorge. Münster war so zerstört, daß er mir auf meine Fragen, wo ich wohne, wo ich Gottesdienst halten und wo ich die Studenten zu Vorträgen versammeln könne, antwortete: „Alles ist zerstört; ich habe nichts. Ich kann Ihnen nur mein Vertrauen geben.“ Der Bischof wohnte damals noch im Theologenkonvikt, das nur zur Hälfte zerstört war; ich erhielt zwar ein Zimmer in der Nähe der Lambertikirche, aber zum Mittag- und Abendessen mußte ich mich ins Kollegium Borromäum begeben. So kam es, daß ich während der beiden letzten Monate des Lebens von Bischof von Galen in seiner Nähe verbrachte. Vom 10. Februar bis 16. März weilte er in Rom, um die Kardinalswürde entgegenzunehmen, und in Süditalien zum Besuch der Gefangenenlager; kurz nach seiner Rückkehr, am 22. März 1946, starb er.

Die Neubesetzung des Bischofsstuhles nach dem Tod von Galens dauerte länger als ein Jahr. Als der erste Kapitelsvikar Meis gestorben war, meinte sein Nachfolger im Amt, Vorwerk, der auch im Borromäum wohnte, bald nach seinem Amtsantritt, daß sich Studentenseelsorge und Habilitationsvorhaben nicht miteinander verbinden ließen; niemand könne zwei Herren dienen. Er entband mich deshalb von meinen Pflichten und stellte mich frei zum Studium.

In Münster war damals wissenschaftliches Arbeiten noch nicht möglich, weil alle Bibliotheken vernichtet oder die Bücher noch verstreut waren. Unzerstörte wissenschaftliche Büchereien gab es u. a. in Heidelberg, Tübingen, Freiburg; nur lag Freiburg in der von Franzosen besetzten Zone, und wer aus der „englischen“ Zone kam, erhielt dort nicht ohne weiteres Lebensmittelmarken. So ging ich am 7. Mai 1947 nach Heidelberg, weil ich dort bei den Franziskanerinnen, die mich auch schon in Freckenhorst betreut hatten, Unterkunft fand. Heidelberg war unzerstört geblieben; alle



strömten deshalb dorthin. So erhielt ich auf dem Meldeamt die Auskunft, daß ich nur eine Aufenthaltsgenehmigung und damit Lebensmittelmarken erhalten könne, wenn ich entweder als Student immatrikuliert würde oder wenn der Erzbischof von Freiburg mich zum Kaplan ernenne. In dieser Notsituation kam gute Hilfe von dem Professor der Rechtswissenschaft, Eduard Wahl, den ich zufällig an einem Abend kennenlernte. Er bestellte mich für den folgenden Morgen in die Universitätsbibliothek, deren kommissarischer Direktor er war. Nach kurzer Darlegung meiner Absichten und Schwierigkeiten stellte er mir eine amtliche Bescheinigung aus, daß „die Universitätsbibliothek Heidelberg mich dringend als Benutzer benötige“. Ohne Achselzucken wurde dieses Schreiben vom Meldeamt angenommen. Ich konnte in Heidelberg bleiben. Für drei Wochen mußte ich zwischendurch nach Freiburg fahren, um neue französische Literatur einzusehen. Mein Bundesbruder Generalvikar Simon Hirt stellte mir einen Caritas-Hilfsschein aus, mit dem ich an der Krankenhauspforte ein Mittagessen erhielt. Morgens und abends ernährte ich mich von Maisbrot und Kirschen, die man ohne Karten erhalten konnte. Der Vize-Direktor der Universitätsbibliothek, Josef Beckmann, der aus Emsdetten stammte, stellte mir einen Schlüssel zur Verfügung, so daß ich Tag und Nacht in der Bibliothek arbeiten konnte.

Diese Monate in Heidelberg und Freiburg waren so ertragreich, daß ich meine Habilitationsschrift: „Peregrinatio religiosa, Untersuchungen über die Wallfahrten in der Antike und das Pilgerwesen in der Alten Kirche“ im Frühjahr 1948 einreichen konnte. Der zuständige Lehrstuhlinhaber und Erstreferent war Adolf Rücker, dessen Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen ich heute noch im Gedächtnis habe. Zweitgutachter war Georg Schreiber, der dann die Arbeit in den „Forschungen zur Volkskunde“ publizierte. Die Habilitation war am 21. Juni 1948, am Tag nach der Währungsreform, die dazugehörige öffentliche Vorlesung am 9. Juli über das Thema: „Heilige und Heiligtypen in den ersten christlichen Jahrhunderten.“ Es war die erste Habilitation in der Katholisch-Theologischen Fakultät nach dem Krieg. Die Fakultät hatte noch keine eigenen Räume; so mußte ich im Wintersemester 1948/49 meine erste Vorlesung über die jüngsten Ausgrabungen im gynäkologischen Hörsaal halten, so daß zum Gaudium der Hörer meine Bilder zwischen den Darstellungen des Geburtsvorganges gezeigt werden mußten.

Nur ein Semester lang konnte ich mich den Vorlesungen widmen; dann erfüllte sich mein Wunsch, in Rom Archäologie zu studieren; dabei konnte ich im Campo Santo Teutonico wohnen. Wer mir das Stipendium für den Rom-Aufenthalt gegeben hat, weiß ich bis heute nicht. Hubert Jedin, der damals noch im Campo Santo weilte vor seiner Berufung nach Bonn, war informiert; aber er schwieg. Am päpstlichen Archäologischen Institut hörte ich Vorlesungen bei L. de Bruyne, E. Peterson, E. Kirschbaum, E. Josi, A. Ferrua u. a. Mit mir im Campo Santo Teutonico wohnten damals die späte-

ren Kollegen E. Iserloh, E. Stommel und A. Stuiber. Dazu kamen noch anderweitig bekannte Kollegsmitglieder wie C. Bayer und B. Wüstenberg.

Die Katakomben lernte ich gut kennen, denn alle 14 Tage gab es eine sachkundige Führung. Vor allem fesselten mich auch die Ausgrabungen unter der Peterskirche.

Nun wurde auch mein Interesse geweckt, die gesamte Mittelmeerkultur kennenzulernen. Die erste große Reise ging mit Linus Hofmann, der damals in der Anima wohnte, nach Süditalien und Sizilien. Im Frühjahr 1951 gab es die erste Flugreise über Athen nach Konstantinopel. Durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt am Bosphorus führte mich Kurt Bittel, der spätere Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts. Von hier aus startete ich zu einer mehrwöchigen Reise durch Kleinasien. Es ging über Pergamon, Smyrna, Ephesus ins Innere nach Ankara und zu vielen anderen Städten. Ich reiste ohne jeden Begleiter; damals war es so noch möglich. Nach der Rückkehr nach Konstantinopel besuchte ich den orthodoxen Patriarchen Athenagoras. Ihn wollte ich um eine Empfehlung für einen ausgiebigen Besuch auf dem Berg Athos bitten. Es kam während zweier Gespräche zu einem lebendigen Gedankenaustausch. Für meine künftige Einstellung zur Wiedervereinigung mit der orthodoxen, insbesondere der griechischen Kirche, war das von grundlegender Bedeutung. Weitere Gespräche über dieses Thema gab es in Thessalonich mit dem Kollegen Exarchos, ebenso in Athen mit dem damaligen Kultusminister Louvaris, der mich einlud, seine Heimat, die Insel Tinos, zu besuchen. Hier machte ich die Entdeckung, daß ich zwei Jahre zuvor eine falsche Behauptung aufgestellt hatte, indem ich geschrieben hatte, die Praxis des Heilschlafes im Tempel, wie sie an antiken Kultstätten – etwa in Epidaurus – vorkam, sei im Christentum nicht erhalten geblieben. Hier erlebte ich nun, daß Kranke in der Kirche zur Evangelistria – einem bedeutenden Wallfahrtsziel – die Nacht zubrachten; also auch in diesem Punkt gibt es ein Weiterleben allgemein religiöser Riten und Gebräuche.

Aus all diesen Gesprächen mit den obengenannten Personen gewann ich den Eindruck, daß es unbedingt erforderlich sei, orthodoxe Studenten, die in Chalki oder Thessalonich oder Athen ihre theologischen Studien beendet hatten, als Stipendiaten einzuladen, um in Deutschland sich mit der katholischen Theologie vertraut zu machen, weil sie sich von ihrer Entwicklung ein falsches Bild machten. Das Päpstliche Orientalische Institut in Rom bildete für sie keine Attraktion, schon wegen der seit der Antike bestehenden Abneigung der Griechen gegen Rom. Es gelang, den Bischof von Münster, Michael Keller, von der Richtigkeit dieser Meinung zu überzeugen, und er stellte mir Stipendien für das Studium orthodoxer Theologen in Münster zur Verfügung. Seine Nachfolger Joseph Höffner, Heinrich Tenhumberg und Reinhard Lettmann sind seinem Beispiel gefolgt. Eine beträchtliche Summe hat die Diözese Münster dafür aufgebracht. Als Frucht dieser sich entwickelnden Beziehungen sprang dann das Ergebnis heraus,

daß es im Einvernehmen mit dem orthodoxen Metropoliten Irenaios in Bonn/Beuel gelang, die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen zu bewegen, in Münster eine Professur für die Geschichte und Theologie der orthodoxen Kirche zu errichten; sie wurde der Katholisch-Theologischen Fakultät angegliedert. Erster Inhaber wurde A. Kallis, der zuvor von mir promoviert und habilitiert worden war. Eine besondere Freude war es für mich, daß meine griechisch-orthodoxen Schüler mir zum 70. Geburtstag eine eigene Festschrift „Philoxenia“ gewidmet haben.

Die Freude an Studienreisen durch das Mittelmeergebiet ist mir seit den ersten Fahrten während und nach der Stipendiatenzeit im Campo Santo Teutonico erhalten geblieben. Besucht wurden von mir alle Länder rund um das Mittelmeer, mit Ausnahme von Libyen; sonst habe ich alle Länder kennengelernt, von Algerien bis Ägypten, von Portugal bis Syrien. Besonders ertragreich waren zwei Reisen, die ich zusammen mit Ernst Dassmann unternommen habe; die eine führte uns nach Tunesien und Algerien, also nach Nordafrika, die andere nach Mesopotamien, in den Irak und weiter nach Persien (Iran). Aber nicht weniger ertragreich waren Besuche in Dalmatien, Spanien und Kreta, an denen auch mein Jugendfreund Bernhard Mehring beteiligt war. Erleichtert wurden diese Unternehmungen durch die Hilfen, die wir von den Deutschen Archäologischen Instituten im Ausland erfuhren, sei es in Madrid oder Teheran, Kairo oder Athen. Zu diesen Instituten und ihren Direktoren Kontakt aufzunehmen, war mir in den letzten fünfzehn Jahren leicht, weil ich 1970 in die Zentraldirektion des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin berufen worden war; ihr habe ich zehn Jahre lang angehört. Mitglieder waren auch die Direktoren der im Ausland gelegenen Institute.

Adolf Rücker, der Nachfolger von Franz Joseph Dölger auf dem Lehrstuhl für Alte Kirchengeschichte in Münster, war bald nach meiner Habilitation am 13. 11. 1948 gestorben. Die Aufgaben des Fachs nahm Josef Lortz wahr, der nach Beendigung des Krieges sozusagen in der Luft schwebte, weil die beiden Lehrstühle, die er seit 1935 abwechselnd innegehabt hatte, nun besetzt wurden. Die mittelalterliche und neue Kirchengeschichte wurde wieder wie früher von Georg Schreiber vertreten, die Missionswissenschaft vom neuberufenen Thomas Ohm. Lortz wurde 1950 an die neue Universität Mainz berufen als Ordinarius für Abendländische Religionsgeschichte.

Eine Anfrage aus Trier nach meiner Habilitation hatte ich abschlägig beschieden. Ich wollte lieber nach Rom gehen. Auf meinen Vorschlag ging mein Freund Eduard Hegel an die Mosel; nach dem Abgang von Georg Schreiber gelang es, ihn 1953 nach Münster zurückzuholen. So wurde ich am 1. Juni 1951 als Ordinarius für Alte Kirchengeschichte, Christliche Archäologie und Patrologie berufen. Eine gleichzeitige Anfrage aus Würzburg als Nachfolger von B. Altaner konnte ich abschlägig bescheiden. So ist es mir vergönnt gewesen, siebenundzwanzig Jahre ununterbrochen an der-

selben Fakultät lehren zu dürfen. 1969 erhielt ich eine Anfrage aus Freiburg. Ich habe sofort abgelehnt. Nach zweimaligem Rektorat erschien mir ein Weggang von Münster unangemessen.

Die Wiedererrichtung der zerstörten Universität habe ich so von Anfang an miterlebt. Es ging zunächst um die Frage, ob es nicht besser sei, die ganze Universität von Münster zu verlegen, etwa nach Bielefeld; dann kam der Gedanke, ob man sie nicht am Stadtrand als Campus-Universität errichten solle. Das von Schlaun im 18. Jh. errichtete Schloß, heute der Sitz der zentralen Verwaltung der Universität, war eine Ruine. Früher hatte es dem Oberpräsidenten von Westfalen und dem kommandierenden General als Wohnsitz gedient. Beide Amtsstellen waren jetzt anderswo untergebracht. Nun wurde es langsam wieder aufgebaut und der Universität zur Verfügung gestellt; außen erhielt es das frühere Aussehen, im Innern wurde die Raumordnung geändert. Die Katholisch-Theologische Fakultät mußte mehrmals umziehen, von den Kliniken über Baracken zum „sogenannten Sternwartegebäude“ bis zur neuen Fakultät, die auf einem Teil des Geländes errichtet wurde, auf dem früher das Gymnasium Paulinum gestanden hatte. Seit 1952 oblag mir mit der Hausherrnsorge auch die Verwaltung der Fakultätsbibliothek, von der nichts übriggeblieben war. Daß sie sich bald wieder in ansehnlichem Zustand befand, verdanken wir dem damaligen Kurator Flesch, den ich überzeugen konnte, daß es für eine theologische Fachbibliothek wichtiger sei, über Quellen zu verfügen als nur über zeitgenössische Literatur. Er hat manchmal aus seinen Sondermitteln das Zehnfache des planmäßigen Etats zur Verfügung gestellt, so daß wichtige Quellensammlungen – etwa aus spanischen Klöstern – erworben werden konnten.

Im Jahre 1954/55 wurde ich zum Dekan gewählt; von da an habe ich siebzehn Jahre ununterbrochen dem Senat der Universität angehört. 1954/55 war Hermann Volk Rektor der Universität. Uns beiden oblag damals die Planung des Fakultätsneubaus. Wir meinten, die Zahl der Theologiestudenten würde fünfhundert nie übersteigen, denn mehr könnten sinnvollerweise gar nicht untergebracht werden. Wir orientierten uns an der Zahl der im Sommersemester 1955 eingeschriebenen Studierenden der Theologie; es waren dreihundertachtundfünfzig. Wir konnten nicht voraussehen, daß ihre Zahl sich um das Achtfache erhöhen würde.

Dann wurde ich für das Amtsjahr 1960/61 zum Rektor gewählt. Es war die Zeit des stärksten Ausbauwillens, innerhalb und außerhalb der Universität. Das neue Gebäude konnte ich der Katholisch-Theologischen Fakultät übergeben; auch mehrere andere Institute wurden damals fertig. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir aus diesem Jahr die Feier des Missionswissenschaftlichen Instituts der Fakultät aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens. Dazu war eigens Kardinal Agagianian aus Rom gekommen.

Damals nahm der Rektor noch selbst die Immatrikulation in der Festaula vor; ich begrüßte 1961 besonders den 11 000. Studenten; sieben Jahre

später danach den 17 000.; so wuchs die Universität über alle Planung hinaus.

Bald nach Ende dieses Rektoratsjahres wurden zwei Kollegen aus der Fakultät herausgerufen (1962), beide als Bischöfe, Hermann Volk nach Mainz; Joseph Höffner blieb in Münster; er wurde Nachfolger von Bischof Michael Keller. Hermann Volk war sehr aufgeschlossen gewesen – er ist es auch geblieben – für ökumenische Arbeit; so hatten wir erreicht, daß in Münster zwei Lehrstühle für ökumenische Theologie errichtet wurden, einer in bezug auf die Kirchen der Reformation, der andere für die Zusammenarbeit mit der Ostkirche.

Nach sieben Jahren wurde ich zum zweiten Male in das Amt des Rektors gerufen. In diesem Sommer 1967 begannen die Unruhen an den Universitäten. Münster war eine der „bewegtesten“, etwa neben Berlin, Hamburg, Heidelberg. In den Gesprächen auf den Rektorenkonferenzen konnte ich das leicht feststellen. Zum letzten Male hat es damals – wie bisher immer üblich – eine feierliche Rektoratsübergabe im Stadttheater gegeben. „Unter den Talaren steckt der Muff von tausend Jahren“, schallte es über die Straßen, als wir einzogen. Die Auswirkungen des Konzils spiegeln sich wider in der Wahl meines Festvortrags zur Rektoratsübergabe: „Der Zölibat in der Alten Kirche.“

Zwei Ereignisse aus diesem schwierigen Rektoratsjahr scheinen mir doch erwähnenswert; es begann sofort mit einer Studentendemonstration. Der erste feierliche Akt im Wintersemester 1967/68 sollte die Übernahme des neuen Senatssaales im Schloß sein; bisher hatte der Senat immer noch im Keller tagen müssen. Der Festakt wurde eingeleitet durch ein Konzert der „Regensburger Domspatzen“ unter Leitung von Georg Ratzinger in der Festaula des Schlosses. Unterdes hatten sich alle Treppen und Flure mit so vielen demonstrierenden Studenten gefüllt, daß die Feier nicht in Ruhe zu Ende gebracht werden konnte.

Von einiger Bedeutung war wohl auch das Landtagshearing in Düsseldorf über die neuen Universitätsverfassungen. Es gelang mir, einige Abgeordnete der Freien Demokraten davon zu überzeugen, daß es für die Freiheit der Universität besser sei, wenn der Leiter ein erfahrener Hochschullehrer sei, der die Universität von innen her kenne und als ordentlicher Professor unabhängig bleibe, weil er jederzeit auf seinen Platz als Lehrer und Forscher zurücktreten könne; bei einem gewählten Präsidenten, zumal wenn er von auswärts komme, sei diese Voraussetzung nicht gegeben; er wäre dann bezüglich einer Wiederwahl koalitionsabhängig. So blieb es in Nordrhein-Westfalen bei der Rektoratsverfassung, während in den anderen Ländern des Bundesgebietes an die Spitze der Universität ein Präsident gesetzt wurde.

Im Sommersemester 1968 kam es zu umfangreichen Studentenunruhen während der politischen Diskussion der Notstandsgesetze. Der größte Hörsaal der Universität Münster (800 Plätze) wurde von den Studenten ta-

gelang belegt, so daß die dort angekündigten Vorlesungen ausfallen mußten. Auf meine Bitte, den Hörsaal wieder freizugeben, erhielt ich von dem AStA-Vorsitzenden abschlägigen Bescheid: In einer so wichtigen politischen Entscheidung komme der allgemeinen Studentenschaft volle Souveränität zu. Hinnehmen konnte ich das nicht; es mußte etwas geschehen. Kollegen aus der Juristischen Fakultät standen mir mit ihrem Rat zur Seite. Zunächst einigten wir uns, beim Amtsgericht Räumungsklage zu beantragen. Da ich aber durch ein persönliches Telefongespräch beim zuständigen Minister erfahren hatte, daß die Polizei Anweisung habe sich zurückzuhalten, vermied ich jede Konfrontation. Deshalb beschritt ich dann den Weg über die Verwaltungsgerichtsbarkeit zur Klärung der grundsätzlichen Frage, ob die allgemeine Studentenschaft, der jeder Student, ob er will oder nicht, ohne weiteres eingegliedert wird und der er Beitrag zu zahlen hat, das Recht hat, zu allgemeinen politischen Fragen Stellung zu nehmen. Es war die Zeit der Ostermärsche; so wies das Verwaltungsgericht in Münster meine Frage ab. Die höhere Instanz, das Oberverwaltungsgericht des Landes Nordrhein-Westfalen, fällte dann Ende Mai 1968 das Grundsatzurteil, daß der Allgemeine Studentenausschuß als Vertreter aller Studierenden an der Universität nicht das Recht habe, zu allgemein-politischen Fragen Stellung zu nehmen. Auf dieses Urteil haben sich seitdem alle Verfassungsgerichte im Bundesgebiet bezogen.

Die Zahl der Studierenden, auch in der Theologie, war inzwischen so angewachsen, daß es mir sinnvoll erschien, in den Hauptdisziplinen je zwei Lehrstühle errichten zu lassen. Die Kirchengeschichte war schon seit langem in den Bereich der alten sowie der mittelalterlichen und neuen eingeteilt; ähnlich schienen mir die beiden Lehrstühle für Moraltheologie und für Christliche Sozialwissenschaften einander zugeordnet zu sein.

Joseph Ratzinger lehnte zunächst die Berufung auf den Lehrstuhl für Dogmatik als Nachfolger von Hermann Volk ab. Als ich ihm klarmachte, wie wichtig wegen der Zahl der Studierenden die Vermehrung der Professorenstellen sei und daß er sein Lehrgebiet selbst umschreiben könne, kam er 1963 als Professor für „Dogmatik und Dogmengeschichte“ nach Münster. Sein Nachfolger wurde Karl Rahner, dessen Berufung schwierig war, weil er die festgesetzte Berufbarkeitsgrenze wegen des Alters schon um Jahre überschritten hatte. Es bedurfte dazu eines Kabinettsbeschlusses. In zähem Ringen gelang es dann auch noch, für das Alte wie für das Neue Testament einen zweiten Hochschullehrer zu berufen; damit verfügte die Fakultät über neunzehn ordentliche Lehrstühle, eine einmalige Besetzung in Deutschland.

Nach dem Tod von Georg Schreiber am 24. Februar 1963 übernahm ich zusammen mit Alois Schröer das „Institut für religiöse Volkskunde“, das von Schreiber schon in der Zeit der Weimarer Republik eingerichtet worden war. Wir gliederten es in zwei Abteilungen, entsprechend der Aufteilung der Kirchengeschichte. In den letzten Jahren war es schwierig, es

als selbständiges Institut zu erhalten; es ist nie in die Universität eingegliedert worden.

Bald kamen neue Aufgaben auf mich zu. Im Jahre 1950 war durch den Ministerpräsidenten Karl Arnold im Zusammenwirken mit Prof. Leo Brandt die „Arbeitsgemeinschaft für Forschung“ gegründet worden; sie sollte in regelmäßigen Sitzungen zusammenkommen und die Landesregierung in Forschungsfragen beraten. 1952 wurde sie in zwei Klassen gegliedert. In die geisteswissenschaftliche Abteilung wurde ich 1963 berufen und 1969 zu ihrem Schriftführer (Sektretar) gewählt. Am 16. Juli 1969 wurde durch Gesetz die bisherige „Arbeitsgemeinschaft für Forschung“ in die „Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften“ umgewandelt, an deren Spitze nun ein von den Mitgliedern gewählter Präsident trat, während die Sitzungen und die Angelegenheiten der beiden Klassen, der geisteswissenschaftlichen wie der naturwissenschaftlichen, von den jeweiligen Sekretaren geleitet wurden. Am 1. Januar 1970 trat das Gesetz in Kraft; damit wurde die Akademie eine Körperschaft des Öffentlichen Rechts. Für die Jahre 1970/71 wurde ich als Sekretar der geisteswissenschaftlichen Klasse wiedergewählt, und für die Jahre 1972/73 übertrug man mir das Amt des Präsidenten.

Von den alten Akademien in Göttingen, München und Heidelberg wurde der Einstieg der „Rheinisch-Westfälischen Akademie“ zunächst mit Zurückhaltung betrachtet, was ich für sehr begründet und richtig ansah, zumal auch kurz zuvor erst die Mainzer Akademie in die Gemeinschaft aufgenommen worden war. Es war mir nun ein Anliegen, die Verbundenheit der Akademien zu stärken und gemeinsame Forschungsaufgaben in Zusammenarbeit zu erfüllen. Dieses Ziel wurde deutlich herausgestellt in der Satzung der Konferenz der fünf Akademien, die am 23. Mai 1973 verabschiedet wurde. Danach sind Organe der „Konferenz der Akademien“ das Präsidium und der Senat. Das Präsidium wählt seinen Vorsitzenden, der die Sitzungen auch des Senats leitet; Hauptaufgabe des Senats ist eben die Beratung über die Durchführung gemeinsamer Aufgaben, über die Neuaufnahme von Forschungsvorhaben, ihre Fortführung, aber auch über Ausgliederung älterer Projekte. Diese Einrichtung hat eine immense Bedeutung gehabt, weil nun die langfristigen Projekte, die bisher von der „Deutschen Forschungsgemeinschaft“ betreut wurden, an die Akademien abgegeben werden konnten; und so ist es auch geschehen. Seit dieser Zeit bin ich Mitglied des Senats der Akademien geblieben.

Nach zweijähriger Amtszeit wählte mich die „Rheinisch-Westfälische Akademie“ erneut zum Präsidenten, und die „Konferenz der Akademien“ für die gleiche Zeitspanne zu ihrem Vorsitzenden. Um die Arbeiten der Akademien stärker miteinander zu verbinden, war es mir ein Anliegen, die Berufung neuer Mitglieder bei der wachsenden Zahl der Professoren nach Regionen zu ordnen, in denen die einzelnen Akademien besonders wirken konnten; es sollte nicht die Zahl der Mitgliedschaften in den einzelnen

Akademien als Ehrentitel ohne zu leistende Arbeit addiert werden können. Damit hatte ich Erfolg. Ebenso glaube ich bemerken zu dürfen, daß man im Wissenschaftsministerium zuhörte, als ich davor warnte, dem Beispiel anderer Staaten zu folgen und eine gemeinsame Akademie der Wissenschaften für das ganze Bundesgebiet einzurichten, was einigen Politikern in ihren Zentralisierungsvorstellungen vorschwebte. Erschrocken war ich nämlich bei einem Besuch in der DDR, daß die dortige „Eine Akademie der Wissenschaften“ viele Klassen – etwa zehn – hatte, darunter jedoch nur eine geisteswissenschaftliche. Inzwischen ist unsere Akademie-Ordnung in der Bundesrepublik fest begründet.

Die geisteswissenschaftliche Klasse der „Rheinisch-Westfälischen Akademie“ wurde bald Trägerin großer, langfristiger Unternehmen neben der Beteiligung – etwa an der musikgeschichtlichen Forschung und der Erfassung der Inschriften des frühen Mittelalters – an Forschungsprojekten, an denen fast alle Akademien beteiligt waren. Zur Erfüllung dieser Aufgaben wurden von der „Rheinisch-Westfälischen Akademie“ vier Zentralkommissionen gebildet, von denen die erste auf die Erforschung der Spätantike ausgerichtet war; sie arbeitete in drei Fachkommissionen. In den Jahren der Präsidentschaft in der Akademie war es mir klar geworden, daß das große, viele Jahre umfassende Unternehmen der Herausgabe des „Reallexikons für Antike und Christentum“ auf die Dauer nicht von einem Verein getragen werden könne, sondern auf eine tragfähigere Basis gestellt werden müsse. Die ersten Lieferungen des Lexikons waren 1941 herausgekommen; 1950 erschien der erste Band; mit Band sechs (1966) war ich in das Herausgeberkollegium eingetreten. Die Redaktion wurde geleistet im Franz-Joseph-Dölger-Institut in Bonn. Nun war meine Absicht, es der Akademie zu unterstellen in verwaltungsmäßiger Anlehnung an die Universität Bonn. Die Leitung des Instituts war 1972 von Theodor Klauser auf Ernst Dassmann übergegangen. Klauser war von meinen Plänen nicht sehr begeistert, war aber dann doch einverstanden. In den Vertrag, der nun zwischen der Akademie und der Universität Bonn geschlossen wurde, hätte ich gern die Bestimmung aufgenommen, daß als Direktor des Instituts nur ein Mitglied der Katholisch-Theologischen Fakultät in Vorschlag gebracht werden könne; aus Dankbarkeit gegen Franz Joseph Dölger fühlte ich mich dazu veranlaßt. Die Fakultät lehnte jedoch meinen Vorschlag ab, und so wurde nur die Bestimmung aufgenommen, daß ein Professor der Universität Bonn Leiter des Instituts sein müsse. Seitdem wird das „Reallexikon für Antike und Christentum“ im Auftrag der „Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften“ herausgegeben; das gleiche wurde festgesetzt für das „Jahrbuch für Antike und Christentum“, obschon es in einem anderen Verlag erscheint. Es sollte dem Direktor des Instituts damit die Möglichkeit gegeben werden, die von der Akademie getragenen Angestellten für beide Aufgaben einzusetzen. Die Obsorge für dieses gesamte Unternehmen wurde einer Akademie-Kommission anvertraut, zu deren Vorsitzenden ich be-



stellt wurde. Die Weiterführung dieser Arbeit wurde mir zu einem persönlichen Anliegen.

Noch zwei große Aufgaben wurden damals in der Zeit meiner Präsidentschaft von der Akademie übernommen: die Herausgabe der Werke Hegels in Bochum und die Sammlung der Papyri in Köln. Später gesellte sich dazu noch die Veröffentlichung der „Acta Pacis“. Seit vielen Jahren wurden die „Patristischen Texte und Studien“ von einer Gruppe von Gelehrten herausgegeben. Seit etwa fünfzehn Jahren sollten die verschiedenen Arbeitsstellen, die patristische Themen in Angriff nahmen, von den deutschen Akademien gemeinsam betreut werden. Deswegen wurde eine übergreifende „Patristische Kommission“ der Akademien gebildet. Im Jahre 1976 wurde mir auch hier der Vorsitz übertragen. Mit Erfolg setzte ich mich dann dafür ein, daß die Verwaltung dieser Kommission nicht ständig von einer Akademie zur anderen wechselte, sondern daß sie ihren festen Sitz bei der Heidelberger Akademie erhielt; die anderen Akademien beteiligten sich an der Finanzierung.

Als Anerkennung für die Arbeit in Universität und Akademie verlieh mir der Bundespräsident das Große Bundesverdienstkreuz (1980) und dann noch den Stern dazu (1984).

Mit großem Interesse habe ich an den internationalen Konferenzen für Patrologie und Christliche Archäologie teilgenommen. 1951 war ich bei der ersten Patristischen Konferenz in Oxford dabei. Die meisten der damaligen „Gründer“ sind inzwischen gestorben. Damals hätte ich es begrüßt, wenn der Ort der Zusammenkunft gewechselt hätte, aber die Mehrheit sprach sich dafür aus, daß wir uns alle vier Jahre in Oxford träfen; so bin ich oft nach Oxford gekommen und hatte dabei Gelegenheit, England und Schottland kennenzulernen. Irland lockte mich dann zu einem Ferienaufenthalt. Anders war es mit den Kongressen für Christliche Archäologie, die immer an einem anderen Ort stattfanden; auch daran habe ich regelmäßig teilgenommen, ob die Treffen nun in Trier, Ravenna, Barcelona, Thessalonich oder anderswo zustande kamen.

Mehr als zehn Jahre leitete ich die Zusammenkünfte der deutschsprachigen Kirchenhistoriker, bis ich mit meiner Emeritierung 1978 in Klaus Ganzer den Nachfolger fand.

Auf die Görres-Gesellschaft war ich schon 1930 durch Heinrich Finke aufmerksam gemacht worden. Schon frühzeitig wurde ich Mitglied und habe – wenn eben möglich – an allen Jahresversammlungen teilgenommen.

Diese vielfachen Beziehungen haben mir vor allem viel Arbeit als Herausgeber eingebracht. Von Hermann Volk habe ich die Betreuung der „Münsterischen Beiträge zur Theologie“ übernommen, in der mich von 1963 an bis zu seiner Berufung nach Rom Joseph Ratzinger unterstützt hat. Das Erbe von Georg Schreiber, die „Forschungen zur Volkskunde“, ist eine gemeinsame Verpflichtung für Alois Schröer und mich geblieben. Viel Arbeit bringt die Weiterführung des „Reallexikons für Antike und Christen-

tum“ und die Herausgabe der „Römischen Quartalschrift“ der Görres-Gesellschaft; dabei tragen jedoch Erwin Gatz und Hermann Hoberg den größeren Anteil an der Arbeit.

Am 1. April 1978 wurde ich emeritiert. Zuvor hatte ich mich am 16. Februar verabschiedet mit der Vorlesung „Kirchengeschichte im Wandel. Rückblick auf ein halbes Jahrhundert“. Die Freude an Vorlesungen hat mich jedoch auch nachher noch gefesselt.

Zum 70. Geburtstag, zu dem viele Gratulanten von nah und fern kamen, wurde mir die Festschrift „Pietas“ überreicht; betreut wurde sie von meinen Schülern und Kollegen Ernst Dassmann und Karl Suso Frank. Sie hat das Band zwischen mir und vielen Kollegen, Freunden und Schülern neu geknüpft; das möchte ich mit großer Dankbarkeit betonen. In ihr ist auch ein Verzeichnis meiner Schriften enthalten, dem ich nun der Vollständigkeit halber noch einige neuere Aufsätze hinzufügen möchte:

- 1) Die Aufnahme des Begriffs „Hierous“ in den christlichen Sprachgebrauch, in: Festschr. K. Aland (1980) 112–20.
- 2) Die Beurteilung der Zweiten Ehe in der Spätantike und im frühen Mittelalter, in: Festschr. K. Hauck (1981) 43–52.
- 3) Wohlgeruch der Heiligkeit, in: Gedenkschr. A. Stuißer = Jahrbuch für Antike u. Christentum, Erg.Bd. 9 (1982) 168–75.
- 4) Beurteilung des privaten Gelübdes bei Platon, Origenes u. Gregor von Nyssa, in: Festschr. f. H. Dörrie = JbAC, Erg.Bd. 10 (L 983) 118–22.
- 5) Fußspuren als Zeichen göttlicher Anwesenheit, in: Festschr. M. Wegener „Boreas“ 6 (1983) 197–201.
- 6) Darf ein Bischof in der Verfolgung die Flucht ergreifen?, in: Festschr. f. Th. Klauser (Vivarium) = JbAC, Erg.Bd. 11 (1984) 220–8.
- 7) Wallfahrten zu lebenden Personen im Altertum, in: L. Kriss-Rettenbeck-G. Moehler, Wallfahrt kennt keine Grenzen (1984) 226–34.
- 8) Die Lehre von den zwei Reichen (Zwei-Gewaltenlehre) in der Alten Kirche, in: H. Althaus, Kirche, Ursprung u. Gegenwart (1984) 63–78.
- 9) Wallfahrten i. d. ersten christlichen Jahrhunderten, in: Das Münster. Zeitschr. f. christl. Kunst u. Kunstwissenschaft (1984).
- 10) Reliquienübertragung in das westliche Münsterland, in: Festschr. St. Pankratius in Gescher (1985).
- 11) \*Haar, in: Reallexikon f. Antike u. Christentum 13 (1985) 177–203.
- 12) \*Handwaschung, in: Reallexikon f. Antike u. Christentum 13 (1985).

## IGINIO ROGGER

Als ich am 20. August 1919 in Pergine (Trento) geboren wurde, war meine engere Heimat gerade ein knappes Jahr von Österreich an die italienische Madrepatria übergegangen. Die Ereignisse des Ersten Weltkrieges lagen noch nicht weit zurück, und die Erinnerungen an die österreichische Zeit waren während meiner Jugend bei der Bevölkerung noch so lebendig, daß man der offiziellen Begeisterung über die nationale Vereinigung mit erheblicher Nüchternheit gegenüberstand. Meine Familie hat seither italienisch gesprochen, obwohl wir einen deutschen Namen tragen, der aus der Gegend von Innichen stammt und sich im Trentino schon längst in italienischer Mundart eingebürgert hat. Ich war der älteste meiner Familie, in der alle paar Jahre eine Schwester oder ein Bruder nachfolgte, bis die Zahl neun erfüllt war. Man wußte bei uns nur zu gut, daß man über die Not und das Elend nur durch emsige Arbeit, Fleiß, Gesundheit und schließlich mit Gottes Segen Herr werden kann. Als Mitglied derselben Arbeit in der Mühle lebte damals in enger Gemeinschaft mit meiner Familie ein tüchtiger junger Mann mit Namen Marco Libardoni, den meine Eltern vielfach als ein Vorbild für uns ansahen. Niemand ahnte damals, daß er als Missionar seine Hingabe vollenden und als erster Bischof von Huari in Peru seinen Lebensweg abschließen würde.

Den Wunsch, Priester in meiner Diözese zu werden, empfand ich ziemlich früh. Ich hielt daran auch zäh fest, als mein „kritischer Geist“ im Knabenseminar zu Trient auf Schwierigkeiten stieß. Der Einzug in das Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom, der auf Wunsch meiner Oberen im Herbst 1939 erfolgte, brachte mich dann in eine ganz andere Welt. Das Germanicum hütete auch für meine Diözese ein Stück alter Tradition. Dort hatten Fürstbischof Coelestin Endrici († 1940), der gerade damals ernannte Weihbischof Oreste Ranzi, mein Seminarregens Guido de Gentili sowie andere Diözesangeistliche ihre Ausbildung erhalten. Mit meiner Ankunft im Kolleg war die goldene Zahl von vier Trentinern erfüllt, davon nach altem Brauch zwei italienischer und zwei deutscher Sprache. Der „Liber inclitae nationis Tirolensis“, den ich später als Archivar des Kollegs kennenlernte, machte mich mit einer Reihe anderer Trentiner bekannt, die in früheren Jahrhunderten im Kolleg aufgewachsen waren.

Das Haus, das uns 1939 in Rom empfing, bildete für das Germanicum einen provisorischen Aufenthalt. Es war die Casa Professa in Piazza del Gesu, 45. Dort blieben wir bis zum Frühjahr 1945, als der Neubau des Kollegs in Via S. Nicola da Tolentino vollendet war. Neu war auch der Rektor, der gerade damals seine Aufgabe übernahm: P. Ivo Zeiger. Er dozierte Geschichte des Kirchenrechts an der Gregoriana und war, auch seinem Aussehen nach, alles andere als eine starre, altehrwürdige Rektorengestalt, so wie ich sie erwartet hatte. Die Menschlichkeit und Güte, die ruhige Klarheit, der Sinn für Institutionen und geschichtliche Entwicklungen, die

Kenntnis der Dinge und das Gespür für Zustände und Menschen, die Frömmigkeit und der Seelsorgeseifer dieses Priesters begleiteten mich bis zum Tage meiner eigenen Priesterweihe am 28. Oktober 1945. Im Vergleich zum Knabenseminar in Trient fand ich im Germanicum ein neuartiges Leben, das viel mehr auf Echtheit des Empfindens und auf Selbstbildung baute als auf äußeren Zwang der Regel und Konvention. Ein erster historischer Sinn wurde schon geweckt durch die Kontingenz bestimmter Institutionen, Denkformen und Kategorien, die uns früher als absolut galten. Heute glaube ich, daß ich damals eine erste Einführung in jene geistige Welt empfangen habe, die später im Zweiten Vatikanischen Konzil zum Ausdruck kam. Auch der Kontakt mit den so anders geprägten Mitbrüdern wirkte sich in diesem Sinne aus. Während der ersten Jahre im Germanicum lernte ich viele hervorragende Menschen kennen, die mir Zeitlebens ihre Freundschaft bewahrten. Für alle anderen sei Julius Döpfner († 1976) genannt. Als im Herbst 1940 die meisten Deutschen und Österreicher abziehen mußten, blieben wir wenige aus anderen Nationen mit dem roten Talar und der gemeinsamen deutschen Sprache, um den Geist des Hauses und zugleich die Verbindung mit den Mitbrüdern in der Ferne aufrechtzuerhalten. Wir waren Südtiroler, Slowenen, Kroaten, Ungarn, Litauer, Holländer und Luxemburger.

Das Triennium der Philosophie und die theologischen Kurse, die wir damals an der Gregoriana besuchten, waren schon wegen der Kriegsverhältnisse nicht glänzend besetzt. Wir hatten aber den Vorteil, auch wegen der geringen Hörerzahl, daß wir mit einigen Dozenten, vor allem aus dem deutschen Sprachraum, engeren Kontakt pflegen konnten. Die Patres Gustav Gundlach, Alois Naber, Augustin Bea und Wilhelm de Vries waren öfters zu Repetitionen, Vorträgen und Seminarien bei uns. Als junge Patres verbrachten P. Wilhelm Bertrams und P. Friedrich Kempf längere Wochen in unserem Ferienhaus S. Pastore. Unvergeßlich ist für mich ein Exerzitienkurs mit P. Hugo Rahner im Herbst 1940.

Das so reiche Angebot des Kollegs hatte für mich allenfalls einen Nachteil: ich interessierte mich nicht sehr für das damalige italienische Kulturleben in Rom. Das war übrigens auch gar nicht leicht. Und unsere Zukunft war uns klar durch das Germanikerjuramentum vorgezeichnet: nach Abschluß der Studien sollte es gleich in die Heimat zurückgehen „*ad iuvandas animas*“.

Indessen wurde ich nach dem theologischen Lizentiatsexamen zum Studium der Kirchengeschichte bestimmt, besuchte die kirchengeschichtliche Fakultät der Gregoriana, und nahm 1947–1951 meinen Aufenthalt im Priesterkolleg am Campo Santo Teutonico. An sich galt meine Neigung mehr dem Studium der Archäologie. Dafür hatte mich insbesondere P. Engelbert Kirschbaum angeregt, der gerade damals bei den Grabungen unter St. Peter mitwirkte. Die Tatsache aber, daß damals die 400-Jahr-Feier des Abschlusses des Konzils von Trient (1963) bevorstand, wies mich auf dieses

Forschungsgebiet, zumal meine Heimatdiözese schon 1945 anlässlich der 400jährigen Wiederkehr der Konzilseröffnung einige diesbezügliche Initiativen ergriffen hatte. Daher übernahm ich von P. Pedro de Leturia, dem damaligen Dekan der Fakultät, eine Dissertation über die Nationen am Konzil von Trient. Das brachte mich gleich in freundschaftliche Verbindung zu Hubert Jedin, der bis April 1949 im Priesterkolleg wohnte und seitdem meine Arbeiten und die Vorhaben meiner Diözese großartig unterstützte. Auf dem Gebiet der Reformationsgeschichte arbeitete damals im Kolleg mein Tischgenosse Erwin Iserloh, mit dem ich öfters heftige Diskussionen führte, bei denen die Unterschiede zwischen italienischer bzw. römischer und deutscher Denkart stark zum Ausdruck kamen. Unsere Freundschaft wurde dadurch allerdings nicht gestört, sondern eher bekräftigt. Darüber hinaus fühlte ich mich vor allem zu den Archäologen hingezogen. Bernhard Kötting lebte damals bei uns und machte uns mit den Forschungen von Theodor Klauser und Franz Joseph Dölger vertraut. Alfred Stüber und Eduard Stommel besuchten damals das Istituto di archeologia cristiana und begannen mit mir einen freundschaftlichen Kontakt, der nie mehr unterbrochen wurde. Ich darf erwähnen, daß ich E. Stommel sogar in der Todesstunde beigestanden habe, als er auf der gemeinsamen Reise zur Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Salzburg am Abend des 26. September 1958 plötzlich in Lienz verstarb. Viel Freude und geistlichen Nutzen hatte ich auch von allen anderen, meist deutschsprachigen Kollegsmitgliedern. Dazu gehörten der dänische Schriftsteller Peter Schindler, unser „Onkel Peter“, der mich selbst nach dem bekannten Autotyp „Topolino“ nannte, ferner Karl Bayer († 1976), mit dem ich schon 1939 Frate Rosso im Germanicum gewesen war, und Bruno Wüstenberg. Alle kann ich hier nicht namentlich aufzählen. Es war für mich eine sehr glückliche Zeit. Sie umschloß auch das Hl. Jahr 1950 mit den großen Feiern des Pontifikates Pius' XII. und den ersten deutschen Pilgerzügen nach Rom. Sie brachten uns mit Seelsorgern und Katholiken aller Stände in näheren Kontakt.

Im Sommer 1951 kehrte ich als Doktor der Kirchengeschichte endlich in meine Heimat zurück. Dort nahm mich meine Familie, die den Krieg glücklich überstanden hatte, gern ins Elternhaus in Levico auf. Erst 1955 erhielt ich in Trient eine eigene Wohnung. Im Oktober 1951 übernahm ich den Lehrstuhl für Kirchengeschichte am Priesterseminar. Bis 1982, als ich in Severino Vareschi einen Nachfolger erhielt, bildete seine Wahrnehmung meine Hauptaufgabe. Dazu kam 1955 ein Lehrauftrag für Liturgik, den ich als für die Spiritualität unentbehrlich selbst erbeten hatte. Im Vergleich zu den Verhältnissen an deutschen Universitäten war das ein recht weites Tätigkeitsfeld, das für mich selbst eine Belastung darstellte. Natürlich war es unter diesen Umständen nicht leicht, noch Spezialstudien zu treiben. Daher mußte ich mich im wesentlichen auf kleinere Forschungsunternehmungen zur Lokal- bzw. Diözesangeschichte beschränken. Ich besorgte damals freilich eine italienische Übersetzung des Lehrbuches der Kirchengeschichte

von K. Bihlmeyer/H. Tüchle. Es war dies ein für unsere Lehrveranstaltungen notwendiges Hilfsmittel. Prof. H. Tüchle hat mich bei der Arbeit, die u. a. eine Teilbearbeitung der Texte und der Bibliographie beinhaltete, wohlwollend unterstützt. Dieses Lehrbuch ist, entgegen meiner damaligen Erwartung, bis heute nicht durch ein italienisches Werk ersetzt worden. Daher leisten die unveränderten Nachdrucke des Werkes, die der Verlag Morcelliana ohne mein weiteres Zutun herausgebracht hat, bis heute ihren Dienst.

Die Arbeit in der Diözese brachte es mit sich, daß ich auch praktische Aufgaben übernehmen mußte. Dazu gehörte die Reorganisation der Bibliothek des Priesterseminars in den 50er Jahren, ferner die Verwaltung des „Priorato di S. Martino di Castrozza“, einer uralten, an Problemen reichen Stiftung in den Dolomiten. Ich widmete ihr seit 1953 einen guten Teil meiner Freizeit. Dies gab mir allerdings auch die Möglichkeit, dort manchen alten Freund als Gast aufzunehmen und mich mit den konkreten Problemen alter und neuer Siedlungsgeschichte im Gebirge vertraut zu machen.

Die staatliche Anerkennung einer Libera Docenza im Fach Kirchengeschichte, die ich 1960 mit gutem Erfolg erlangte, bot mir an sich die Möglichkeit zu einer Universitätslaufbahn, doch fühlte ich mich den wachsenden Aufgaben in der Diözese stark verbunden. 1961 kam es hier zu einer einschneidenden Änderung, als der Hl. Stuhl dem alternden und kränklichen Bischof Carlo de Ferrari im Brixner Bischof Josef Gargitter einen apostolischen Administrator *sede plena* beigab. Es war für den neuen Oberhirten nicht ganz leicht, für seine schwierige Aufgabe vertrauensvolle Unterstützung zu finden. Sie wurde ihm allerdings von uns freigebig, ohne weitere Bedenken und Berechnung, geleistet. Ich selbst wurde in den Jahren 1961–1962 bischöflicher Kommissar mit dem Titel „Inspektor“ für die beiden Seminarien, wo eine neue Leitung bitter nötig war. Natürlich nahmen die Anhänger der alten Leitung das nicht sehr wohlwollend auf. Hinzu kam, daß ich in den 50er Jahren zu den wenigen Persönlichkeiten gehörte, die die heillose Einstellung der katholischen Politiker zur Südtirol-Frage kritisierten. Diese nahmen nämlich einen starken italienisch-nationalistischen Standpunkt ein, wo doch die katholische Gesellschaftslehre und das regionale Interesse eine klare Option für die natürlichen Rechte der deutschsprachigen Südtiroler gefordert hätten.

Ich betrachte es heute noch als eine Gnade, daß ich nicht zu höheren kirchlichen Ämtern aufstieg und daß unsere Diözese 1963 einen neuen Oberhirten erhielt, der ganz über den Parteien stand. Die Abtrennung des deutschen Anteils von Trient und die Bildung der neuen Diözese Bozen-Brixen im Jahre 1964 lag jedenfalls völlig in der Logik der Dinge. Bei aller Zustimmung zu dieser historisch längst fälligen Entscheidung sah ich doch mit Wehmut, daß die deutschsprachigen Theologen nun unser Seminar verließen und auch die letzte deutsche Präsenz im Ordinariat wie auch in der Seelsorge der Stadt Trient aufgegeben wurde. Man konnte darin zwar eine

Vereinfachung der Probleme sehen, doch schien mir damit auch die Gefahr der Verengung des geistigen Horizonts ausgerechnet in der nachkonziliarren Zeit gegeben.

Die Vorbereitung der für das Jahr 1963 zur 400jährigen Wiederkehr des Abschlusses des Trienter Konzils in Aussicht genommenen Feiern nahm mich als Sekretär und treibende Kraft des betr. Comitato stark in Anspruch. Die von Jedin inspirierte internationale Tagung „Il Concilio di Trento e la Riforma tridentina“, die im September 1963 stattfand, und die sich im Oktober ausnahmsweise in Trient anschließende Generalversammlung der Görres-Gesellschaft bildeten einzigartige Momente für das kulturelle Leben der Stadt und der Diözese. Im Juli 1963 war bereits das neuerrichtete Diözesanmuseum am Domplatz als bleibendes Denkmal des Konziljubiläums eröffnet worden. Auch an seiner Einrichtung hatte ich einige Jahre intensiv mitgearbeitet. Die Leitung des Museo Diocesano Tridentino gehört bis heute zu meinen Obliegenheiten.

Erzbischof Alessandro M. Gottardi, der mich gleich zum Studienpräfekten im Priesterseminar ernannt hatte, zog mich auch als engsten Mitarbeiter bei der weitläufigen Restauration des Trienter Domes hinzu, die in den folgenden Jahren durchgeführt wurde. In diesem Zusammenhang fiel die Entscheidung zu systematischen Grabungen, die 1964–1977 zur Entdeckung einer frühchristlichen Vorgängerbasilika führten, von der jede Kenntnis erloschen war. Daraus ergaben sich neue Einsichten über die Chronologie des Doms und die Geschichte der Kirche von Trient. Eine breitere Darstellung der Grabungsergebnisse hoffe ich in nächster Zeit darbieten zu können. Seit 1965 bin ich zugleich residierender Domherr von Trient.

Aufgrund meines besonderen Interesses für liturgische Fragen durfte ich seit 1963 als bischöflicher Delegat in den entscheidenden Jahren an der Einführung und Weiterentwicklung der liturgischen Reform in unserer Diözese mitarbeiten. Ich hatte auch das Privileg, 1964–1971 als Consultor des „Consilium ad exsequendam Constitutionem Liturgicam“ am Werdegang der neuen liturgischen Bücher teilzunehmen und als Sekretär des „Coetus de cantibus officii divini“ in diesem Gebiet aktiv mitzuwirken. Die Arbeitsgruppe, die unter der Leitung von Mons. Martimort das neue Stundengebet erarbeitete, hat eine vorzügliche Arbeit geleistet. In diesem Rahmen war unser Spezialgebiet ausschlaggebend für die endgültige Form des neuen *Officium divinum*. Ich betrachte es als großes Glück, daß ich unter Martimorts Leitung die Vorlage für die päpstliche Konstitution „Laudis Canticum“ erarbeiten durfte. Obwohl ich selbst mich stets als Kirchenhistoriker bekannt hatte, wählte mich der neugegründete Verband der italienischen Liturgieprofessoren („Associazione Professori di Liturgia“) für zwei Perioden zu seinem Vorsitzenden.

Die autonome Provinz Trient hat sich seit über 20 Jahren sehr um die Gründung einer Universität in Trient bemüht, die aufgrund eines eigenen

Status insbesondere die Verbindungen zum deutschen Kulturraum pflegen und im Rahmen der Zweisprachigkeit und Gleichberechtigung evtl. auch den deutschsprachigen Südtirolern zur Verfügung stehen sollte. Von diesen Plänen ist jedoch bei der Verstaatlichung der Universität kaum etwas übriggeblieben. Daneben hat die Provinz Trient allerdings außerhalb des Universitätsverbandes 1973 ein eigenes „Italienisch-deutsches historisches Institut“ ins Leben gerufen, das auf seinem Gebiet diese Intentionen vorbildlich verwirklicht und seither eine intensive wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet hat. Hubert Jedin hat bei der Gründung persönlich mitgewirkt und sechs Jahre lang den Vorstand geführt. Ich selbst bin bis zum heutigen Tage Mitglied des Comitato Scientifico, und es fehlt nicht an Gelegenheiten, die Erkenntnisse der persönlichen Studienzeit auch hier einzusetzen.

Nach dem gleichen Muster hat die autonome Provinz Trient 1977 auch ein „Istituto di Scienze religiose“ gegründet, das die Präsenz der Religionswissenschaften im Rahmen einer Universitätsstadt ohne Theologische Fakultät gewährleisten soll. Eine strenge Aufteilung nach den zwei Sprachgebieten wie im Italienisch-Deutschen Historischen Institut kommt hier natürlich nicht in Frage. Die Aktivität muß hier vielmehr an den lokalen Gegebenheiten anknüpfen. Das Institut ist aber selbstverständlich auf geistige Hilfe von Norden und Süden angewiesen. Seit dem Gründungsjahr bin ich als Presidente leitender Direktor des Instituts. Die Aufbauarbeit ist noch im Gange und wird wohl noch einige Jahre beanspruchen, weil die Institution in der menschlichen Umwelt wachsen soll. Die Philosophische und die Juristische Fakultät, die uns am nächsten stehen, sind erst 1985 ins Leben getreten.

Die Jahre 1982–1985 waren für meine Gesundheit nicht die glücklichsten. Ich konnte zwar nach der Genesung meine Tätigkeit wieder aufnehmen, wenn auch in eingeschränktem Maße. Während der Krankheit ist mir klar geworden, daß es nur wichtig ist, daß „wir Gott dienen Tag für Tag in Heiligkeit und Gerechtigkeit“.



## KARL HERMANN SCHELKLE

Am 3. April 1908 wurde ich als Sohn des Oberlehrers Sebastian Schelkle und seiner Ehefrau Josefine Balle in Steinhausen a. d. Rottum (Württ.) geboren. Wir waren eine große Familie. Meine älteste Schwester Angela Maria führte mir 37 Jahre lang den Haushalt. Steinhausen gehörte vom 14. Jh. bis zur Säkularisation zum Gebiet der reichsunmittelbaren Benediktinerabtei Ochsenhausen. Diese hatte 1672/73 anstelle des „Steinhauses“, einer Kapelle in Steinhausen, die Wallfahrtskirche zur Himmelfahrt Marias mit zwei gleich großen Hallen im reichen Barock erbaut. Vor dem nach vorne gerückten Mittelpfeiler des Chores steht der bis zur Decke reichende Hochaltar mit einer Darstellung des hl. Kreuzes nach Kol. 1,20–22. Auf einem vorderen Seitenaltar steht als Gnadenbild eine eindruckstarke gotische Pietà (um 1350). In der Umgebung des Dorfes stehen zahlreiche religiöse Denkmäler, wie Kapellen, Bildstöcke, Kreuze. Es ist mir bewußt, wie sehr ich in Kindheit und Jugend von dieser religiösen Geschichte und Gegenwart geprägt wurde. Schon früh erklärte ich, „Geistlicher“ werden zu wollen. Andere sinnvolle Berufsmöglichkeiten gab es in meinem Gesichtskreis eigentlich nicht.

Nachdem ich die Volks- und die ländliche Lateinschule besucht hatte, zogen meine Eltern 1920 nach Ehingen a. d. Donau, wo ich das altsprachliche Gymnasium bis zur Reifeprüfung besuchte. 1926–29 und wieder 1930–31 studierte ich Theologie an der Universität Tübingen. Mit besonderem Dank erinnere ich mich meiner Lehrer Karl Adam (Dogmatik), Karl Bihlmeyer (Kirchengeschichte), Paul Rießler (Altes Testament), Ignaz Rohr (Neues Testament), Paul Simon (Philosophie) sowie Gerhard Kittel (Neues Testament in der Evangelisch-Theologischen Fakultät). Die Bibelwissenschaft, die mich alsbald besonders beschäftigte, war in ihrer Bewegungsfreiheit durch Dekrete der römischen Bibelkommission beschränkt. Dies deuteten uns unsere Lehrer an, und mir selbst wurde dies bewußt, da ich von Anfang an auch Vorlesungen und Seminare der klassischen Philosophie besuchte. Hier war jede einigermaßen begründete Kritik erlaubt, ja erwünscht. Im 5. und 6. Semester meines theologischen Studiums bearbeitete ich die akademische Preisarbeit „Die formgeschichtliche Betrachtung der Leidensgeschichte Jesu“. Sie eröffnete mir einen Zugang zur literarischen und theologischen Bibelkritik, wie sie für das Alte Testament Hermann Gunkel, für das Neue Testament Rudolf Bultmann und Martin Dibelius praktizierten. Das war für mich eine andere wissenschaftliche Welt. Da wir in Vorlesungen und Seminaren davon kaum hörten, mußte ich mich allein damit auseinandersetzen, was für mich lange Zeit nicht leicht war. Eine Hilfe bot mir in Gesprächen und sodann in Briefen unser damaliger Repeitent im Wilhelmstift Wilhelm Sedlmeier, heute Weihbischof in Rottenburg. Ich konnte die Preisarbeit abschließen, und der Preis wurde mir zuerkannt. Zur Klärung und Vertiefung der damit angeschnittenen Fragen studierte

ich 1930/31 Theologie und Religionswissenschaft in Bonn. Dort hörte ich vornehmlich Franz-Josef Dölger und Theodor Klauser (Kirchengeschichte), Fritz Tillmann (Moraltheologie) und Erik Peterson (Evangelische Theologie). Besonders habe ich Heinrich Josef Vogels (Neues Testament) zu danken, zu dem ich persönlichen Kontakt gewann, durch den sich dann vieles entschied. Von Bonn aus kam ich wiederholt zu längerem Aufenthalt nach Maria Laach, dessen Abt damals Ildefons Herwegen war. Die klassische Spiritualität der Gemeinschaft beeindruckte, ja erfüllte viele in hohem Maße.

In Tübingen legte ich im Frühjahr 1931 die theologische Abschlußprüfung ab. Danach wurde ich zur Probe in das Priesterseminar Rottenburg aufgenommen. Zwischen dem Rottenburger Bischof Paul Wilhelm von Keppler (1852–1926) und Mitgliedern der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen war es aus Anlaß des Antimodernisteneides nach 1910 zu Auseinandersetzungen gekommen. Diese Vorgänge wirkten wohl auch in Leitung und Geist des Priesterseminars nach. Mir schien, daß man die Verbindung der künftigen Priester zur Theologie abbrechen wollte, während diese doch im Interesse der Priester wie der Seelsorge möglichst gepflegt bleiben sollte. Am 19. März 1932 wurde ich in Rottenburg zum Priester geweiht. Bis 1933 war ich Vikar in der Pfarrei Saulgau. Zum Sommersemester 1933 beurlaubte mich dann Bischof Johann Baptist Sproll (1870–1949) zum Studium der klassischen Philologie und der Geschichte. In Württemberg gab es damals an staatlichen Lateinschulen und Gymnasien Priester als Lehrer in allen Fächern. Ein solcher sollte und wollte ich werden. Ich oblag diesem Studium in Tübingen 1933–36. Als Lehrern habe ich besonders zu danken Friedrich Focke und Hans Herter (Griechisch), Johannes Haller (Geschichte) und Carl Watzingen (Archäologie). Vor allem aber bin ich Otto Weinreich Dank schuldig. Er war als Latinist, von der griechisch-römischen Antike ausgehend, einer der Begründer der damaligen Religionsgeschichte. Die religionsgeschichtlichen Parallelen zum Alten und Neuen Testament beschäftigten mich stark, und jenseits aller Apologetik fand und finde ich eine Antwort mit 2 Kor. 1,19, wonach Christus das große Ja Gottes ist. Paulus denkt dabei gewiß zunächst an die Erfüllungen an Israel. Man darf sicherlich sein Wort auch dahin verstehen, daß Christus die Erfüllung der Hoffnungen der Religionen der Völker ist. Weinreich gab mir als Thema einer Dissertation „Virgil in der Deutung Augustins“. Aufgrund meiner Abhandlung wurde ich im Juli 1935 zum Dr. phil. promoviert. Im Wintersemester 1935/36 legte ich das philologisch-historische Staatsexamen ab. Da ich jedoch nicht Mitglied einer nationalsozialistischen Organisation war, wurde mein Gesuch um Zulassung zum Referendardienst vom damaligen Kultusminister Christian Mergenthaler wegen „Charaktermangel“ abgelehnt.

Die Schrift „Virgil in der Deutung Augustins“ erschien 1939 (Tübinger Beiträge zur Altertumswissenschaft 32; 210 S.). Der späteren Antike galt

Virgil als Meister der Sprache und Dichtung wie als Kunder der Größe und Berufung Roms. So las ihn auch Augustinus ein Leben lang. Er zitierte ihn oft und gab ihm eine tiefe menschliche wie christliche Deutung.

Zunächst hatte ich eine verlockende Aufgabe zu erfüllen. Aufgrund von Empfehlungen meiner Lehrer verlieh mir nämlich das Deutsche Archäologische Institut zu Berlin zum 1. Oktober 1936 das inhaltsreiche Reiset stipendium für christliche Archäologie. Die Reise führte mich zunächst nach Rom, wo ich bis April 1937 im Priesterkolleg am Campo Santo bleiben konnte. Dessen freundlicher Rektor war Bernhard Stoeckle. Während meines Aufenthaltes kam ich in besondere Verbindung mit den Herren Hubert Jedin, Johannes Kollwitz, Josef Molitor und Josef Steinberg. Daraus wurden weiter dauernde, fördernde Freundschaften. Ich arbeitete besonders im Deutschen Archäologischen Institut in Rom, dessen Direktor Ludwig Curtius war, und verkehrte im Päpstlichen Bibelinstitut. Sein Rektor war P. Augustin Bea SJ, mit dem ich in Verbindung blieb. Ich nahm ferner teil an Vorlesungen und Übungen des Päpstlichen Archäologischen Instituts, insbesondere an Vorlesungen von Johann Peter Kirsch. Im übrigen bemühte ich mich, den unerschöpflichen Reichtum des antiken wie des christlichen Rom zu verstehen. Ich versuchte mich auch im Studium der alten Sakramentare und legte eine Kartei wesentlicher Wort er und Begriffe an, die ich später jedoch nicht auswerten konnte. Es fiel mir auf, wie sehr römische politische Begriffe in die lateinische Liturgiesprache übergegangen waren. Ist dies nicht auch ein Indiz dafür, daß die Kirche von Rom das politische Erbe des Römischen Reiches antrat, ohne daß sie dies anstrebte? In den Wirren der Völkerwanderung sorgte ja doch endlich niemand mehr für die große Stadt. Die Sorge fiel dem Bischof von Rom zu.

Am 1. April 1937 reiste ich nach Athen weiter, wo ich im Deutschen Archäologischen Institut wohnte. Kaum zu schildern brauche ich, was es für mich bedeutete, in der Stadt eines Sokrates, Platon, Aristoteles, aber auch eines Paulus, des Dionysius Areopagita und der vornehmen Frau Damaris zu verweilen. Ich bereiste Griechenland, den Peloponnes und die Inseln Agina, Euböa, Kreta, Delos, Rhodos, Samos. Zum Abschluß verweilte ich zwei Wochen auf dem Berg Athos. Ich empfand ihn, wie er von fremder Herrschaft freigeblieben war, als nach Natur und Geschichte unvergleichliches Griechenland. Leider kam ich damals mit der griechischen Kirche kaum in Berührung. Dies gelang mir erst bei einem späteren Aufenthalt auf Zypern, wo mich Erzbischof Makarios, damals Staatspräsident, empfing. Die schmerzliche, nun offiziell ub erwundene Kirchenspaltung hatte ihren Grund ja noch offenbar darin, daß die beiden Sprachen und Kulturen, Griechisch und Römisch-Lateinisch, griechische Metaphysik und römisches Recht sich nicht mehr verstanden.

Nach etwa drei Monaten führte meine Reise mich weiter nach Istanbul, wo ich wieder im Deutschen Archäologischen Institut ein Heim fand. In der Türkei suchte ich die antiken und byzantinischen Denkmäler auf.

Zuerst Istanbul mit dem Wunder der Hagia Sophia, dann die Küste des Mittelmeeres mit Troas, Pergamon, Smyrna, Ephesus, sodann auch Ankara, Sardes, Laodicea, Kolossae. Sehr eindrucksvoll waren für mich Myra, die Stadt des hl. Nikolaus, und Tarsus, die Heimat des Apostels Paulus.

In Istanbul trug und trägt wohl bis heute die Kirche des Apostolischen Delegaten an der äußeren Chorwand in großen Buchstaben den Weihetitel „*Spiritui Sancto, qui ex Patre Filioque procedit*“, was ebenso unnötig wie schmerzlich die Kirchenspaltung dokumentiert. In Istanbul mußten fremde Priester das vom Heimatbischof ausgestellte Celebret visieren lassen. Als ich darum bat, lud mich der Apostolische Delegat Erzbischof Angelo Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII., zu Tisch. Auf meine Frage, warum er dies tue, bemerkte er, er wolle der bedrängten deutschen Kirche seine Sympathie bekunden.

Im Herbst 1937 reiste ich über Syrien (Sidon, Tyrus, Damaskus) nach Palästina. Noch regierte dort zurückhaltend die englische Ordnungsmacht, doch der Gegensatz zwischen Judentum und Islam war sehr deutlich. Die Juden waren den Muslims an Kenntnissen und Aktivitäten überlegen. Sie kauften Wüsten und machten daraus Fruchtländ. Auch mit deutschen Juden sprach ich gern. Da sie als Emigranten kaum Geld aus Deutschland ausführen durften, lebten sie oft in Armut und Not. Ich besuchte Jerusalem, den See Genesareth und andere heilige Orte, sodann Amman im Ost-Jordanland und einige Tage den durch Natur und Geschichte ausgezeichneten Berg Karmel. Am letzten Sonntag war ich noch einmal in der Grabeskirche zu Jerusalem.

In den Evangelien wird, so meine ich, auffallend wenig von einer Begegnung zwischen Jesus und der griechisch-römischen Antike berichtet. Überall begegnete man damals Denkmälern und Menschen aus jener Welt. Jesus und seine Jünger gingen sicherlich auch über die Straßenkreuzung bei Sichem, von wo aus sie die Stadt Sebastie (Samaria) sahen. Ob sie wohl einmal die bis heute großartige Stadt des Herodes mit Tempeln und Theatern betreten haben? Was mochten sie dort empfinden?

Nach einigen Wochen beschloß ich meine archäologische Reise mit dem Besuch von Ägypten. Von Kairo aus besuchte ich Memphis, Karnak und Luxor. Ich habe es stets als unschätzbaren Wert angesehen, daß ich durch diese Reise Kenntnis und Anschauung von nahezu allen antiken Landschaften und Orten gewonnen habe, die ich künftig in Wort und Schrift nennen sollte.

Ende 1937 kam ich in das Elternhaus nach Ehingen zurück. Am 1. Januar 1938 wurde ich Hilfsassistent an der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen, wechselte aber zu Beginn des Zweiten Weltkrieges aus gesundheitlichen und anderen Gründen im September 1939 in den Kirchendienst über. 1940/45 war ich in der dörflichen Gemeinde Wachendorf bei Rottenburg Pfarrer. Diese Seelsorgsjahre habe ich in freundlicher Erinnerung, obwohl der Krieg auch uns berührte. Die kleine Gemeinde mußte 60

Kriegsopfer beklagen. Die Jahre in der Pfarrei blieben mir eine wertvolle Erinnerung, zumal ich später als Hochschullehrer vornehmlich künftige Priester ausbilden sollte. Bis heute frage ich mich, worin der zunehmende Priestermangel seinen Grund hat. Ich vermute, daß es vornehmlich der verunsicherte Glaube wie das schwindende Ansehen der Kirche sind.

Die Verpflichtungen in der nicht eben großen Pfarrei ermöglichten mir weitere wissenschaftliche Arbeiten, zumal die Bibliotheken in Tübingen nahe waren. Zunächst schloß ich eine Schrift über die Leidensgeschichte Jesu ab und reichte sie als Dissertation bei der Fakultät ein. Der erste Gutachter, Stefan Lösch, lehnte sie ohne jedes Gespräch radikal ab. Der zweite Gutachter, Karl Adam, nahm sie dagegen mit Vorbehalt an. Aufgrund wohlwollender Beratung durch den Dekan Josef Geiselmanz zog ich die Arbeit daher vor einem Beschluß der Fakultät zurück und reichte sie in Bonn ein, wo sie ohne weiteres angenommen wurde. Gutachter waren dort Heinrich Vogels und Friedrich Nötscher. Im März 1941 wurde ich in Bonn zum Dr. theol. promoviert. Das Verhalten von Professor Lösch blieb mir immer unerklärt. Da während des Krieges ein Druck nicht möglich war, erschien die Arbeit erst 1949 unter dem Titel: „Die Passion Jesu in der Verkündigung des Neuen Testaments. Ein Beitrag zur Formgeschichte und zur Theologie des Neuen Testaments“ (313 S.). Der Gedankengang des Buches ist folgender: Im Jahre 53 v. Chr. hatte Cicero in einer Rede auf dem Forum Romanum erklärt: „Was immer Kreuz heißt, soll nicht nur ferne bleiben dem Leib des römischen Bürgers, sondern auch seinen Gedanken, Augen und Ohren.“ Vom ehrlosen Kreuz sollte also in guter Gesellschaft nicht einmal die Rede sein. Wie erfüllte nun die Kirche der Apostel in Rom und im Römischen Reich die wahrhaft schwere Aufgabe, einen gekreuzigten Juden – und Juden waren auch damals nicht gut beleumundet – aller Welt als Heiland zu verkünden? Mein Manuskript erhielt nicht die erbetene Druckerlaubnis des Ordinariates. Als Grund wurde mir gesagt, es entspreche nicht der kirchlichen Tradition. Es erschien also ohne Druckerlaubnis.

Nach der Promotion plante ich eine Habilitationsschrift, und nach dem Vorgang meiner philologischen Dissertation wählte ich ein Thema der Auslegungsgeschichte. In der damaligen Zeit der Judenverfolgung erwog ich zu untersuchen, wie die Kirchenväter die Auseinandersetzung des Paulus mit Israel im Römerbrief auffaßten. Das Thema beschäftigte mich viele Jahre. Nach Kriegsende bewarb ich mich 1945 um eine Stelle an der Universitäts-Bibliothek Tübingen. „Im Wege der Wiedergutmachung“ wurde ich zum 1. Oktober 1945 Bibliotheksassessor und bald danach Bibliotheksrat. 1949 konnte ich die Habilitationsschrift vorläufig abschließen. Ich reichte sie bei der Theologischen Fakultät Würzburg ein. Unter Berichterstattung der Professoren Karl Staab und Berthold Altaner wurde sie angenommen.

In Würzburg wurde ich auch zum Privatdozenten ernannt und konnte ein Semester lang Vorlesungen halten. Die Habilitationsschrift erschien

1956 unter dem Titel: „Paulus – Lehrer der Väter. Die altkirchliche Auslegung von Römer 1–11“ (458 S.). Die Väter anerkennen den jüdischen Gesetzeseifer. Sie sprechen bewegt von der leidvollen Verblendung der Juden. Die späteren Väter werfen Israel seine Schuld vor. Wesentlich ist doch auch ein Wort des Origenes zu Röm. 11,8f.: „Jeder von uns muß fürchten, daß nicht der Tisch, von dem wir die Speise des göttlichen Wortes nehmen, uns zur Schlinge werde, oder Vergeltung, oder Anstoß, wenn wir nicht verständig und rein, wie es würdig ist, uns reine göttliche Speise der Weisheit davon nehmen.“

Inzwischen war der Lehrstuhl für Neues Testament in der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen vakant geworden. In der Fakultätsliste zur Neubesetzung war ich zwar nur an sechster (letzter) Stelle genannt, doch mit verschiedenen freundlichen Hilfen wurde ich zum 1. Mai 1950 vom damaligen Kultusminister von Südwürttemberg-Hohenzollern zum o. ö. Professor für Neues Testament ernannt. Mit Freude bemühte ich mich fortan, gemäß der Ernennungsurkunde meinem Auftrag in „Lehre und Forschung“ gerecht zu werden.

Aus der frühen Begegnung mit evangelischer Bibelwissenschaft blieb mir eine hohe Achtung der „Theologie des Wortes“. Ich gewann die Überzeugung, daß weite katholische Offenheit auch eine Theologie des Wortes annehmen und schätzen müßte. Dabei darf freilich die Theologie des Bildes nicht verkürzt werden. Bilder gebraucht die Sprache, in besonderer Weise der Mythos. Auch typologische Auslegung hat hier einen Sinn. Darum bemühte ich mich in meiner Antrittsvorlesung: „Auslegung als Symbolverständnis“ (vgl. ThQ 132 [1952] 129–150). So gilt: Selig die Ohren, die hören! Selig die Augen, die sehen!

Ich darf hier mein Verhältnis zu Rudolf Bultmann erwähnen, zu dem ich briefliche und persönliche Verbindung gewann. Für die von ihm herausgegebene Theologische Rundschau regte er einen Beitrag von mir an: „Zur neueren katholischen Exegese des Neuen Testaments“ (siehe dort 14 [1942] 173–199). Aus Anlaß des 100. Geburtstages von R. Bultmann überbrachte mir seine Tochter Frau Prof. Antje Lemke-Bultmann aus Fayetteville/USA die bislang ungedruckte Habilitationsschrift ihres Vaters „Die Exegese des Theodor von Mopsuestia“ mit der Bitte und dem Auftrag der Drucklegung. Zusammen mit meinem Schüler und Kollegen Helmut Feld konnte ich sie im Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart (1984, 138 S.), zum Erscheinen bringen. Ein Gespräch mit Bultmann und zumal seiner Bemühung um Entmythologisierung legte ich dar im Vortrag „Entmythologisierung in existentialer Interpretation“ (ThQ 165 [1985] 257–265).

Als eine der ersten üblichen Vorlesungen hatte ich die Einleitung in das Neue Testament zu halten. Ich bemühte mich, den geistesgeschichtlichen Hintergrund der neutestamentlichen Schriften darzustellen. Entgegen dem anderslautenden Dekret der Päpstlichen Bibelkommission versuchte die damalige katholische Exegese bereits, die synoptische Frage mit der Annahme

der Zwei-Quellen-Theorie, also einer Logienquelle Q und eines (Ur-)Markus, zu lösen. Beide Vorlagen wären dann von Matthäus und Lukas zu ihren Evangelien verbunden worden. Da die Evangelien etwa 70 bis 90 nach Christus niedergeschrieben sind, enthalten sie nicht nur Geschichte Jesu, sondern bereits Geschichte der frühen Kirche. Die Geschichte Jesu berichten sie aber nicht nur als Vergangenheit, sondern als Verkündigung seiner Gegenwart in Glaube und Kult der Gemeinde. Insofern ist die Exegese erst am Ziel und Ende, wenn der Text wieder Verkündigung ist. So ist Predigt der Ernstfall der Auslegung. Gegen die damals übliche katholische Erklärung der Pastoralbriefe kam ich zur Überzeugung, daß diese von einem Bischof, der ein geistiger Schüler des Paulus war, geschrieben wurden, um inzwischen aufgetretene Fragen zu beantworten. Nur so konnte der Wert dieser und anderer pseudepigraphischer Schriften gewürdigt werden. Der Versuch eines apologetischen Nachweises ihrer „Echtheit“ behinderte dagegen ihre Auslegung und Wertung. In späteren Veröffentlichungen legte ich auch den Zweiten Brief an die Thessalonicher wie die Briefe an die Kolosser und Epheser als nachpaulinisch aus. Inzwischen ist in diesen Fragen eine wohl nahezu allgemeine Übereinstimmung katholischer wie evangelischer Auslegung erreicht worden. – Meine Einleitung in das Neue Testament erschien unter dem Titel: „Das Neue Testament. Seine literarische und theologische Geschichte“ (1963, <sup>4</sup>1970; 280 S.).

Neue Fragen ergaben sich aus den in Qumran gefundenen Rollen. Ich erörterte sie in Vorlesungen wie in der Veröffentlichung: „Die Gemeinde von Qumran und die Kirche des Neuen Testaments“ (Die Welt der Bibel 8; 1960, <sup>2</sup>1965; 114 S.). Die Gemeinde von Qumran verdient alle Achtung durch ihren Eifer für Gottes Gesetz, die Hochschätzung von heiligen Schriften in Lesung und Auslegung, die sinnvolle Übung von Taufe und Mahl, die persönliche Armut, die messianische und eschatologische Erwartung. Ihre Unterschiede zum Neuen Testament sind ersichtlich, denn das Heil wird hier nicht einer einzelnen Gemeinde zugewandt, sondern allen, Frommen und Sündern, Juden und Völkern. Nicht der Buchstabe des Gesetzes gilt, sondern der Geist. Die messianische Erwartung erfüllt sich. Qumran wie Neues Testament müssen jedoch Verzögerung der Vervollendung verstehen lernen.

In den Kommentarreihen zum Neuen Testament erschien von mir zunächst: „Die Petrusbriefe. Der Judasbrief“ (Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament XIII/2; 1961, <sup>5</sup>1980; 261 S.). In den ersten Auflagen wollte ich den Petrusbrief noch wie andere katholische Kommentatoren als Schrift des Apostels verstehen. Zu erklären blieben dabei neben der gehobenen griechischen Sprache die Einwirkung paulinischer Theologie und die formulierten kirchlichen Glaubensbekenntnisse. Nach 1 Petr. 5,12 wollte ich daher Silvanus als Autor im Auftrag des Petrus vermuten. In späteren Auflagen nahm ich jedoch an, daß die 1 Petr. 4,12–19 genannten Verfolgungen jene unter Domitian waren. Der Brief wird entsprechend

nach der Zeit des Apostels um 100 geschrieben sein. Da er in Kleinasien zuerst bekannt war, ist er vielleicht dort entstanden. Er bildet ein wertvolles Dokument der frühen Kirche. Er lehrt das gemeinsame Priestertum der Kirche (1 Petr. 2,5.9). Den Zweiten Petrusbrief erklärte ich stets als nachapostolische Schrift, entstanden wohl zu Beginn des zweiten Jahrhunderts. Deutlich ist seine griechisch-metaphysische Begrifflichkeit (1,3–7; 3,10–12). Er steht also am Anfang der für die Lehrentwicklung bedeutsamen Verbindung zwischen Heiliger Schrift und griechischer Philosophie. Der Judasbrief, dessen Verfasser unbekannt ist, lag 2 Petr. vor und wurde von ihm benutzt. Da inzwischen der Kanon der Schriften schärfer abgegrenzt war, unterblieben die Zitate aus den jüdischen Apokryphen Jud. 9 und 14f. Der Verfassersname Petrus und die Würdigung des Paulus 2 Petr. 3,15 lassen bereits die Fürstapostel von Rom gemeinsam auftreten.

In der von Heinz Schürmann, Wolfgang Trilling und mir herausgegebenen Reihe „Geistliche Schriftlesung“ entschied ich mich für „Paulus, 2. Brief an die Korinther“ (8; 1964, <sup>2</sup>1968; 244 S.). Ich wählte ihn, weil kein anderer Brief des Paulus so persönlich, ja leidenschaftlich ist wie dieser. Der Apostel bemüht sich mit aller Sorge um die Einheit der Gemeinde. Aus der Tiefe des Glaubens, aus der Einheit mit dem Herrn, in der Liebe des Geistes versucht und vermag er es, alles zu beurteilen, zu gestalten, auch zu ertragen. Dies gilt auch, falls ein Redaktor zwei selbständige Schreiben des Paulus zu diesem Brief verbunden hat.

Der Benziger-Verlag Einsiedeln lud mich ein, eine dort begonnene Reihe „Meditationen über die Evangelien“ fortzuführen mit „Meditationen über den Römerbrief“ (1961, <sup>2</sup>1964; 247 S.). Ich suchte den Brief zu erklären als immer neue Antwort auf die Fragen nach: Gesetz oder Geist? Überlieferung oder schöpferische Neuheit? Mensch oder Gott? Ich behandelte auch die bedeutsame Wirkungsgeschichte des Briefes in der Theologie Augustins wie der Reformation.

Zur katholischen Mariologie wollte ich beitragen mit einem kleinen Buch: „Die Mutter des Erlösers. Ihre biblische Gestalt“ (Die Welt der Bibel 3; 1958, <sup>3</sup>1967; 96 S.). Diese Schrift behandelt die neutestamentlichen Texte über Nähe und Ferne der Mutterschaft Marias, vom Stammbaum Jesu (Mt. 1,1–17) bis zur apokalyptischen Vision (Apk. 12,1–6). Die Erzählungen Lk. 1 und 2 sind nicht mehr einfachhin Geschichte, sondern die um 90 geschriebenen frühesten Zeugnisse der Verehrung Marias in der Kirche. Bilden nicht die Aussagen über Geistschöpfung und Jungfrauengeburt auch Röm. 5,14–19: der erste Adam ist Schöpfung des Geistes (Gen. 2,7) wie Christus der neue Adam und der Anfang der neuen Schöpfung. Andere Meditationen handeln vom Glauben Marias (nach Lk. 1,45), der Gestalt des Leidens (Joh. 19,26), der Vollendung und Verherrlichung (Röm. 5,12; 8,30). Ich weiß, daß auch katholische Exegese die Jungfrauengeburt als sinnvollen Mythos erklären will. Die Folgerungen, die sich daraus ergäben, wären wahrhaftig nicht leicht.



Zum silbernen Priesterjubiläum widmete ich meinen Freunden das Buch: „Jüngerschaft und Apostelamt. Eine biblische Auslegung des priesterlichen Dienstes“ (1957; <sup>3</sup>1965; 132 S.). Das Neue Testament nennt einzelne Amtsträger noch nicht Priester (hiereus), allenfalls Älteste (presbyteros), wovon sich das Wort Priester herleitet. Paulus (Röm. 15,16) freilich sagt, daß er „Liturge des Christus Jesus für die Völker“ sei, der „das Evangelium Gottes priesterlich verwaltet, damit das Opfer der Völker wohlgefällig werde, geheiligt im Heiligen Geist“. Dieses Paulus-Wort wird wenig beachtet. Der Hohepriester Jesus hat das Priestertum des Alten Bundes beendet, weil vollendet (Hebr. 4,14–16; 7,15–8,13). Dieses Priestertum stellt sich dar in der Kirche (1 Petr. 2,5.9; Apk. 1,6; 20,6). Das Neue Testament beschreibt, wie aus den nachfolgenden Jüngern Apostel werden. Es spricht vom Dienst und Amt der „Seelsorge“, vom „Dienst des Wortes“, vom „Hirtenamt“. Das einzelne Amt feiert mit der Gemeinde die kultischen Handlungen der Taufe, des Mahles, der Sündenvergebung. So erscheint neben Mt. 16,8 auch Mt. 18,18, wo nicht etwa nur neben Petrus die Apostel, sondern die ganze Kirche gemeint ist.

Zu diesem Buch überreichte mir Bischof Carl Joseph Leiprecht ein von Agostino Casaroli unterzeichnetes Dekret des Heiligen Offiziums vom 30. Juli 1958. Darin wurden unveränderte Neuauflagen und Übersetzungen des Buches untersagt. Der Autor sollte gemahnt werden, in Schrift und Lehre „die Normen und Gesetze des Apostolischen Stuhles genau zu befolgen“, der katholischen Tradition und den Schriften katholischer Autoren mehr Gewicht zu geben, in der Exegese auf die große *analogia catholicae fidei* zu achten und katholische Schriften „klug und maßvoll“ zu benutzen. Außerdem sollte das Ordinariat durch „Bildung und Wissen“ empfohlene Zensoren bestellen. In einer Neuauflage sollten diese Mahnungen berücksichtigt werden. Dem geschah auch.

Der inzwischen erfolgte Verzicht auf das kirchliche Imprimatur erweist sich, so meine ich, als erheblicher Fortschritt zur neuen Möglichkeit theologischer Arbeit. Er bildet eine Entlastung für Autoren wie für das bischöfliche Amt.

Viele Jahre und Bemühungen habe ich in Vorlesungen und dann in Veröffentlichungen darauf verwendet, eine Theologie des Neuen Testaments vorzulegen. Die Kirche hatte die Aufgabe, die Heilige Schrift zu lesen und ihren Reichtum auszulegen, lange vergessen. Davon zeugen Vergleiche mit den Schriften der Väter und Lehrer der Kirche mit den kostbaren Bibelhandschriften des Mittelalters wie der kirchlichen Kunst der Jahrhunderte. Am Ende des Mittelalters sagte Duns Scotus: „Unsere Theologie handelt von nichts anderem als von dem, was in der Schrift steht und was aus der Schrift abgeleitet werden kann.“ Gleichwohl wird zu sagen sein, daß mit der Renaissance, die, wie andere Handschriften auch, die der Bibel neu entdeckte, und dann mit der Reformation neue Zeiten intensiver Bibel-lesung begannen. Die Bibel stellte für die Reformation die einzige Quelle

christlichen Glaubens und Lebens dar, ohne die scholastische Tradition damaliger Theologie. Reformatorische Theologie schuf zunächst Sammlungen von Bibelstellen als Grundlage der Dogmatik. Erstmals 1629 und bald wieder nach 1700 tauchte der Begriff der „Biblischen Theologie“ auf. Die heute wichtigsten Werke biblischer, insbesondere auch neutestamentlicher Theologie stammen von damals. Evangelische Theologie ist danach in besonderer Weise Theologie des Wortes.

Auf katholischer Seite forderte wohl erstmals der Tübinger Dogmatiker Johann Sebastian von Drey eine biblische Theologie. In seiner Schrift „Kurze Einleitung in das Studium der Theologie“ (1817) erwägt er eine „biblische Theologie als die Zusammenstellung der Lehre Christi und seiner Apostel“. Max Meinertz kann daher von seiner „Theologie des Neuen Testaments“ (2 Bde., 1950) sagen: „Das Buch ist die erste ausführliche Darstellung der neutestamentlichen Theologie auf katholischer Seite.“

Aus meiner Begegnung mit evangelischer Theologie erwuchs die Überlegung, eine Theologie des Neuen Testaments zu versuchen. Die meisten Darstellungen neutestamentlicher Theologie beschreiben diese in Abschnitten nach der Reihe der Schriften, also als Theologie der synoptischen Evangelien, des Johannesevangeliums, der Apostelgeschichte, der Paulusbriefe, der katholischen Briefe, der Johannesapokalypse. Ich dagegen wollte eine neutestamentliche Theologie versuchen, die große Sachthemen durch alle Schriften des Neuen Testaments verfolgt und darstellt. Mein Entwurf umfaßt danach folgende vier Bände (in fünf Teilen):

Band 1: Schöpfung (Welt, Zeit, Mensch), 1968, 176 S.

Band 2: Gott war in Christus (Christologie und Gotteslehre), 1973, 328 S.

Band 3: Ethos, 1970, 348 S.

Band 4,1: Vollendung von Schöpfung und Erlösung (Eschatologie), 1974, 124 S.

Band 4,2: Jüngergemeinde und Kirche, 1976, 208 S.

Innerhalb der Bände wird die Entwicklung einzelner Themen von den Evangelien über die Briefe zur Apokalypse dargestellt. Jeweils werden auch die alttestamentlichen Voraussetzungen wie der Übergang in die Zeit der Väter und der Kirche skizziert.

Das Werk fand zunächst, so schien es mir, Interesse wegen der neuen Anlage der Theologie des Neuen Testaments. Es erschienen Übersetzungen in englischer, italienischer, portugiesischer, spanischer Sprache. Eine polnische Übersetzung liegt vor, konnte aber nicht im Druck erscheinen. Es sprach sich jedoch auch Kritik seitens evangelischer Theologen aus. Meine Theologie des Neuen Testaments sei eben doch katholisch. Nun kann ich zwar sagen, daß ich nicht beabsichtigte, katholische Dogmatik oder Scholastik mit neutestamentlichen Texten zu begründen und zu behaupten. Doch ich kann wohl nicht und will nicht bestreiten, daß katholisches Verständnis vom urchristlichen Anfang bis heute die bewußte oder unbewußte

Voraussetzung meiner Exegese ist. Es gibt keine voraussetzungslose Theorie, so auch keine voraussetzungslose Theologie. Evangelische Theologie gründet mit Recht in der Reformation. Kann nicht Bibel und Neues Testament so auch katholisch verstanden werden, wobei Katholizität nicht Beschränkung ist, sondern – wie das Wort besagt – Weite und Fülle einer Kirche von Anfang an, nun auch im Gespräch mit der Theologie des Wortes? Derzeitige deutsche katholische Theologie hat an meiner Theologie des Neuen Testaments doch wohl wenig Interesse genommen. Ist die Theologie des Wortes vielleicht doch noch nicht vertraut? Hinderlich war wohl auch, daß der Verlag nach dem Verkauf der ersten eine neue Gesamtauf-  
lage ablehnte.

Mit wahren Engagement verfaßte ich das Buch: „Der Geist und die Braut. Frauen in der Bibel“ (1977, 176 S.). Die Schrift war veranlaßt durch das Jahr 1975, das die Vereinten Nationen zum Jahr der Frau erklärt hatten. Ich wollte die Aussagen des Alten und Neuen Testaments über die Frau in Gesellschaft und biblischer Religion erheben. Israel bekundet einen Reichtum von Erfahrungen und Einsichten über Ehe und Frau. Dies spricht sich in 1000 Jahren literarischer Schöpfungen aller Art aus: in Mythos, Sage, Geschichte, Novelle, Liebeslyrik, Rechtsetzung und Weisheitsspruch. Das Neue Testament bietet auch hier einen neuen Anfang im Evangelium und in der ethischen Reflektion der frühen Kirche. Für Judentum und Rabbinismus wäre es undenkbar gewesen, wenn Jesus in seine Nachfolge Frauen beruft (Lk. 8,2f.), die also wie die Jünger Apostel werden sollten. Es verkündigten dann ja Frauen den Aposteln die Auferstehung als „Apostel der Apostel“ (Lk. 24,9f.). Im gesamten hat das Neue Testament nicht leichte ethische Fragen zu klären über Ehe und Ehelosigkeit. Das Ehescheidungsverbot Mk. 10,5–9 ist verpflichtendes Ideal, aber doch wohl kein Rechtsatz. Es steht Mt. 5,31 f. vor dem Verbot des Schwörens, das im kirchlichen Recht nie buchstäblich verstanden wurde. Schon die Evangelien (Mt. 5,32; 19,9) wie Paulus (1 Kor. 7,15) lassen die Ehetrennung zu. Darf das Ehe-recht also mit den Änderungen in den Gegebenheiten interpretiert werden, wie es ja doch in der Ergänzung des Privilegium Paulinum durch das Privilegium Petrinum geschieht? Wird für den Stand der Frau in der Kirche nicht 1 Kor. 11,4f. zuwenig geachtet? Bei der Schilderung des Herrenmahles in Korinth sagt Paulus, daß Männer und Frauen das gleiche Recht der Prophetie und des Gebetes haben. Prophetie ist geisterfüllte Predigt, das Gebet nicht nur persönliche Frömmigkeit, sondern das öffentliche, liturgische Gebet. Das Schweigegebot für die Frau 1. Kor. 14,34–36 fehlt in ältesten Handschriften und ist wohl Marginalnotiz, die später in den Text eingefügt wurde, da die Rechte der Frau in der Kirche – vielleicht unter Einwirkung der Synagoge – beschränkt wurden. Eine der ältesten Rechtsordnungen der Kirche, die Syrische Didaskalie (Beginn des 3. Jhs.), schließt 3,16,2: „Für viele Aufgaben bedürfen wir des Dienstes der Frau.“ Galt das damals, so gilt es sicher auch heute.

In Tübingen waren Hans Küng und ich durch Jahre Kollegen. Ich bemühte mich stets, die Verbindung mit ihm zu bewahren. Man hat ihn einen Arnold von Winkelried genannt, der ja in der entscheidenden Schlacht von Sempach vorstürmte und sich für das Vaterland opferte. In der von Küng herausgegebenen Reihe „Theologische Meditationen“ konnte ich mehrere kleine Schriften veröffentlichen, so: „Schuld als Erbe?“ (Meditationen 3; 198, 52 S.). Leid, Tod, Sünde sind in unserer Welt übermächtig. Philosophie und Religion bemühen sich um Deutung. Gibt die Bibel Alten und Neuen Testaments eine Erklärung mit der Geschichte von Schöpfung und Schuld der ersten Menschen, die als Erbschuld blieb und weiterwirkte? Heutige Exegese versteht die Schöpfungsgeschichte nicht als Historiographie, sondern als Aitiologie. Sie versucht, Ursache und Umstände der Welt zu beschreiben, in der sich der Mensch vorfindet. So besagt die Schöpfungsgeschichte, daß nicht Gott am Unheil schuldig ist, sondern immer schon der Mensch. Paulus legt die Geschichte vom Sündenfall aus: Die Sünde begann mit Adam, aber alle Menschen traten und treten in sie ein, „da ja alle sündigten“ (Röm. 5,12). Aus Adams Tat folgt allenfalls der Erbtod, aber nicht ebenso die Erbsünde. 1 Kor. 15,20–32.45–49 lehrt Paulus jedoch die Aufhebung der Sünde Adams durch das Heilswerk des Christus. Dieser Text hat weniger Wirkungsgeschichte erfahren.

Weiter konnte ich veröffentlichen: „Ihr alle seid Geistliche“ (Meditationen 4; 1964, 48 S.). Im Neuen Bund ist alles Priestertum durch Christus den Hohenpriester beendet, weil vollendet (Hebr. 4,14–10,31). Alles Priestertum stellt nun jedes Priestertum Christi vor. Dabei ist das gemeinsame Priestertum das ursprüngliche. Es stellt sich im einzelnen Priestertum gültig dar. Im Neuen Testament heißen alle Mitglieder der Gemeinde Priester (1 Petr. 2,5.9; Apk. 5,10; 20,6). Diese Schriften haben sich gegenseitig nicht gelesen. In ihnen spiegelt sich also ein allgemeines Bewußtsein.

Der Prophet Jesaja sagt (6,1–7), daß alle von Gott, dem Urheiligen, geheiligt seien. So spricht auch Paulus die Christen oft als „die Heiligen“ an (Röm. 1,7 u. ö.). Das Neue Testament sagt auch, daß alle „Geistliche“ seien (Gal. 6,1; 1 Petr. 2,5; Joh. 4,23). Die Scheidung zwischen Klerus und Laien ist in heutigen Gemeinden weniger deutlich, wenn auch Laien, Männer und Frauen am kirchlichen Dienst teilnehmen dürfen und sollen. So mögen sich die Laien auf ihre Berufung und Würde besinnen (1 Kor. 11,4f.; Eph. 5,19f.). Der Titel Priester wurde für den Klerus erst in der Zeit Konstantins gebraucht, als er sich von der Menge schied.

Sodann erschien von mir „Wort Gottes“ (Meditationen 11; 1965, 48 S.). Es bedarf der Besinnung, wenn Wort Gottes nicht nach Ausdruck und Inhalt profaniert werden soll. Altes und Neues Testament sagen oft, daß Gott sein Wort sprach und spricht als Wort der Schöpfung, des Gesetzes, des Gerichtes und des Heiles. Das Wort ist also nicht nur Mitteilung, sondern Wirkung und Werk. Gott selbst wird in der Weisheit als Wort bezeichnet (Deut. 30,14; Ps. 119,89). Nach Ex. 20,18 und Deut. 5,22 bekundet sich

Gottes Wort unter Blitz und Donner, nach 1 Kön. 19,9–13 als Hauch des Geistes. Es gibt also Gegensätze. Jesus anerkennt das Wort Gottes an Israel in den 10 Geboten (Mk. 7,11; 12,26). Doch es ist ein Vorbehalt, wenn das Wort Jesu (Mk. 10,37) den Scheidebrief, der Deut. 24,1 als Gesetz Gottes ausgesprochen ist, als Wort des Moses bezeichnet und abwertet. Durch Christus ist Gottes Wort Israel anvertraut (Röm. 9,15). Doch das Gesetz darf nicht nach dem Buchstaben, es muß nach dem Geiste ausgelegt werden (2 Kor. 2,6). Gemäß rabbinischer Lehre spricht 2 Tim. 3,16 von der irrtumslosen, „göttlichen Inspiration“ der Schrift. Das Wort Gottes ist aber immer in Menschenwörtern ausgesprochen, die doch immer unvollkommen und beschränkt sind; dies schon durch die jeweils verschiedenen Sprachen. Der Begriff „Wort Gottes“ ist analoge Redeweise. Eine Lösung schwieriger Fragen ist vielleicht zu finden in der Zuversicht, daß Gott jedem hörenden Glauben sein Wort zuspricht (Jer. 21,31–34 mit Hebr. 8,8–12; Joh. 6,45), wie in der Gewißheit, daß Christus Wort Gottes ist (Joh. 1,1).

An den Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft beteiligte ich mich mit zwei Büchern. Diese verbinden entsprechend den Planungen Forschungsbericht wie eigene Darstellung. So legte ich vor: „Paulus. Leben – Briefe – Theologie“ (Erträge der Forschung 152; 1981; XVIII u. 261 S.). Zunächst sind die Quellen über Paulus erhoben (Briefe des Paulus, Apostelgeschichte, weitere Texte wie Jak. 2,21–24; 2 Petr. 3,15f.; Achtzehn-Gebet, 12. Bitte, spätere Paulusakten). Die Briefe des Apostels waren nach Form und Inhalt zu analysieren. Als ursprünglich paulinisch gelten mir 1 Thess., Gal., 1 und 2 Kor., Phil., Röm. Auch die deuteropaulinischen Briefe sind echte, wenn auch spätere Dokumente. Der wichtigste Teil meiner Schrift ist der Theologie des Paulus gewidmet. Themen sind Christus, Gott, Mensch, Kirche. Paulus war ein religiöses Genie, Jude und Christ. Bewegend ist seine Trauer über Israel, das erstberufene und immerberufene Volk Gottes.

Dieses Buch trägt die Widmung: „Allem, was rechtlos ist, auch an unseren Universitäten: Du sollst in den Amtsschild tun: Licht und Recht (Exod. 28,30)“. Wenn ich mich dazu äußern sollte, müßte ich sagen, daß ich Restitution leisten, aber auch den Schmerz darüber Ausdruck geben wollte, wie man in Fakultäten mit Recht und Unrecht umgeht.

Ein Anliegen langer Jahre des Umgangs mit dem Judentum war mir sodann die Schrift: „Israel im Neuen Testament“ (1985, XIX u. 136 S.). Die Einleitung beschreibt Israel in seiner Umwelt nach dem Selbstzeugnis des Alten Testaments wie nach außerjüdischen Texten. Wie verhalten sich sodann die einzelnen Schriften des Neuen Testaments zu Israel, freundlich oder gegensätzlich? Die Spruchquelle Q ist dafür als früheste Quelle zu lesen. Die nach 70 geschriebenen Evangelien nach Matthäus, Lukas und Johannes setzen bereits den Gegensatz zwischen der Kirche und Synagoge voraus. Johannes erscheint als zwiespältig. Nach Joh. 4,22 kommt „das Heil aus den Juden“. Sind die gleichen Joh. 8,44 „Kinder des Teufels“?

Paulus weiß sich als Jude und als Christ. Seine Sätze sind daher dialektisch. Ist das Urteil des Neuen Testaments im ganzen gerecht? Welche Schätze hat die Kirche aus Israel in Glauben und Lehre, Kultus und Leben empfangen? Der Lehrer des Himmelreiches bringt aus seinem Schatze neues und altes hervor (Mt. 13,52); dieses bedeutet Evangelium und Israels Güter.

Als Sammlungen meiner Aufsätze liegen vor:

1. „Wort und Schrift. Beiträge zur Auslegung und Auslegungsgeschichte des Neuen Testaments“, hg. von H. Feld und J. Nolte (1966, 322 S.).

2. „Die Kraft des Wortes. Beiträge zu einer biblischen Theologie“, hg. v. Katholischem Bibelwerk Stuttgart, Geleitworte von P. G. Müller und M. Limbeck (1985, 279 S.).

Als Festschrift erschien: „Wort Gottes in der Zeit. Festschrift Karl Hermann Schelkle zum 65. Geburtstag“, hg. v. H. Feld und J. Nolte (1973, 509 S.). Dort findet sich 501–508 ein Verzeichnis meiner Schriften 1937–1972.

Dankbar darf ich anmerken, daß ich 1976 zum Päpstlichen Ehrenprälaten ernannt wurde. 1985 erhielt ich das Verdienstkreuz erster Klasse des Ordens der Bundesrepublik Deutschland.

Ich möchte endlich anmerken, daß ich seit einigen Jahren neben Tübingen als erstem einen zweiten, ländlichen Wohnsitz in Burladingen-Starzeln habe. Hier hat meine Hausdame Schwester Evita Hildegard Koptschalitsch, Dipl.-Psychologin, eine Praxis eröffnet. Ich freue mich, wenn ich die Psychologie durch die Theologie ergänzen kann. Im übrigen bin ich in der Kirche in Starzeln wieder zum Ursprung zurückgekehrt.

## ALOIS THOMAS

Als ich Ende Juni 1933 Rom und damit das Priesterkolleg im Campo Santo Teutonico verließ, trug ich in die Chronik folgendes Curriculum vitae ein:

Die 18. 1. 1896 ex parentibus Jacobo Thomas et Barbara Schmitz natus sum Clottenae ad Mosellam, flumen illud ob pulchritudinem jam ab Ausonio poeta cantatum. Juventutem felicem degi ad illius fluvii ripas, ubi „pomorum plantaria surgunt, vinea culta viret et blandifluae uvae crescunt“ (Venantius Fortunatus), ubi et progenitores mei et maiores ab antiquissimis temporibus vinitores erant et hunc mundum tristem vino bono mero exhilaraverunt. Scribendi legendique arte instructus, cum quattuor annis Cochemii scholam latinam frequentassem, per lustrum in Gymnasio Prumensi, quod dicunt Regino-Schule, studiis humanioribus operam navavi, ubi testimonium maturitatis anno 1914 adeptus sum. Deinde civis Academicus Universitatis Oenipontanae et alumnus convictus „Canisianum“ nuncupati studiis sacris me dedi. Sexto semestri completo ad exercitum patria me vocante libenter militibus vulneratis vires meas praebui in nosocomiis et urbis Monacensis et „Frontis Occidentalis“, ubi per aliquod tempus Msgr. Dr. Stöckle, huius collegii Rectorem apud nos munere parochi castrensium esse grato animo recordor. Bello finito anno 1918 alumnus Seminarii Trevirensis receptus studia theologica continuavi, amorem magnum confovens erga Augustam illam Trevirorum quae patriam s. Ambrosii se esse gloriatur, s. Hieronymum studiorum causa, s. Athanasium exulem intra muros se vidisse, et s. Helenam et tot Romanos imperatores. Anno 1920 a Michaele Felice Korum b. memoriae presbyter ordinatus a mense Aprili ejusdem anni usque ad mensem Septembrem anni 1925 officio vicarii paroecialis functus sum in pago magno Dudweiler territorii Saraviae, cuius incolae paene omnes carbones quidem nigris manibus effodiunt, sed corde fideli Ecclesiam et Patriam amplectuntur, pacto illo Versaillensi ab hac ultima quidem separati, mox tamen ad eam se reversuros sperantes.

Ab anno 1925 usque ad annum 1927 gaudia curae pastoralis gustavi in parochia Urbis Trevirensis ad s. Antonium Abbatem nuncupata. Examine pro cura principali (Pfarrexamen) jam peracto, parochia mihi jam destinata, morbo correptus per annum in variis sanatoriis commorari et per alium annum munere sacerdotis domestici in nosocomio Trevirensi ad s. Mariam fungi coactus sum. Sperans studia mihi solatio fore, cum mense Novembri 1929 Almam matrem Friburgensem in Brisgovia petivissem, per duos annos lectiones Professoris Josephi Sauer clarissimi professoris frequentavi et dissertatione exarata de materia ad historiam artis christianae pertinente mense Februario 1931 laurea doctoris s. Theologiae ornatus sum. Mense Octobri ejusdem anni benevolentia Rev. mi D. Bornewasser, episcopi Trevirensis, mihi concessit, ut Romam peterem et Collegium s. Mariae ad Campum Sanctum ut Capellanus benignissime receptus, in P. Instituto archaeologiae

christianae et inter monumenta Almae Urbis studia amplificarem. Nunc vero biennio absoluto linquo Collegium, quod reapse mihi erat quod quaesivi: doctorum Teutonicorum respublica, gremium sacerdotum strenue laborantium, fraternam caritatem cum gaudio spiritus eximie colentium. Cuius collegii et capiti et membris semper addictissimus et gratissimus ero.

Romae pridie kal. Julii 1933

Aloysius Thomas

Dazu bedarf es einiger Erläuterungen und Ergänzungen, besonders zum späteren Lebenslauf.

Meine Eltern Jakob Thomas und Barbara geborene Schmitz entstammen beide Winzerfamilien. Auch ihre Vorfahren sind bis zum Jahre 1600 als Winzer in Klotten nachweisbar. Das Licht der Welt erblickte ich nach der amtlichen Geburtsurkunde „nachmittags um Zehn einhalb Uhr“. Es war somit in den Nachtstunden des 18. Januar 1896, als mit Böllerschüssen und Feuerwerk das 25jährige Jubiläum der Gründung des Deutschen Kaiserreiches 1871 in Paris gefeiert wurde. Neugierig streckte ich, wie ich mich später gelegentlich äußerte, den Kopf hinaus, um zu sehen, was diese Unruhe bedeute.

Als ich mir später meiner „patriotischen“ Geburt bewußt wurde, hegte ich die Hoffnung, in Zukunft mit dem Deutschen Kaiserreich meine Lebensjubiläen feiern zu können. Aber schon als ich die ersten 25 Lebensjahre vollendete (1921), konnte das Kaiserreich das 50jährige Jubiläum nicht mehr begehen, weil es bereits nach der Revolution 1918 ein trauriges Ende gefunden hatte.

Bis dahin hatte das Gründungsjahr des Deutschen Kaiserreiches für unsere Generation viel bedeutet. Als ich auf der Quarta der Höheren Stadtschule im benachbarten Cochem die Anfangsgründe der französischen Sprache erlernt hatte, forderte uns der Oberlehrer eines Tages auf, unseren Geburtstag in Französisch in das Aufsatzheft einzutragen. Ich begann zu schreiben: Je suis né le dix-huit janvier . . .; als dann im gleichen Augenblick der Lehrer in mein Heft schaute, sagte er verwundert: „Junge, da hast Du aber den Nationalfeiertag mit Deinem Geburtstag verwechselt.“ Vaterländisch gesinnt war ich zwar stets in meinem Leben, aber nicht so übertrieben, daß eine derartige Meinung des Lehrers meiner Geisteshaltung entsprechen hätte.

Ursprünglich wollte ich überhaupt keine Höhere Schule besuchen. Immer wieder, wenn mein Vater mir den Vorschlag machte, dem Beispiel meines älteren Bruders zu folgen und mich an der Höheren Schule in Cochem anzumelden, gab ich zur Antwort, ich wolle Winzer werden und benötige zu diesem Beruf nach der Volksschule nur eine Weiterbildung an der Weinbauschule. Doch es kam auf nicht alltägliche Weise anders. Eines Tages – es war gegen Ende der vierten Volksschulklasse – wurde ein Mit-



schüler, der neben mir auf der Schulbank saß, wegen einer Unartigkeit hinter die Tafel gestellt. Als er dann unter der Tafel herausschaute und mir zuwinkte, bekundete ich ihm in gleicher Weise meine Freundschaft. Darauf reagierte der Lehrer sofort überautoritär. Er forderte mich auf, meine Schulsachen einzupacken und mit meinem Schulranzen zu ihm vor das Katheder zu kommen. Dort erklärte er mir, ich käme in die „Eselsbank“. Er ließ mich aber zunächst noch vor dem Katheder stehen und unterrichtete weiter. Je länger dies dauerte, um so mehr wuchs in mir der Zorn darüber, daß ich in die „Eselsbank“ kommen sollte, die doch nur für die faulen Schüler, die ihre Hausaufgaben nicht machten, bestimmt war, während nach meiner Überzeugung mein Vorgehen doch nur eine Kameradschaftsgeste war.

Darum wich ich nicht nur dem darauf vom Lehrer mit einer Haselnußgerte versetzten Schlag auf den Kopf aus, sondern lief mit meinem Schulranzen in den Händen weiteren Schlägen ausweichend vor dem Lehrer durch das Klassenzimmer und warf ihm schließlich, als ich einen Schlag auf die Hände erhielt, den Schulranzen vor die Füße. Zur Strafe setzte er mich nicht nur in die „Eselsbank“, sondern verbot den Mitschülern, an diesem Tag mit mir zu sprechen. Auf Umwegen über die Weinberge kamen meine besten Freunde dennoch zu mir in unser Haus.

Der Vorfall änderte meine Berufsabsichten. Kurz darauf war Karfreitag, an dem nachmittags die Pfarrgemeinde mit dem Pfarrer an der Spitze im Freien den Berg hinauf von Station zu Station pilgernd den Kreuzweg betete. Meine Familie nahm natürlich daran teil, mein Vater bei den Männern, ich bei den Kindern. Als wir nach der Beendigung der Kreuzwegandacht nach Hause gekommen waren, sagte mein Vater zu mir: „Willst du nicht doch zur Höheren Schule gehen? Morgen ist der letzte Termin zur Anmeldung.“ Ich sagte sofort zu. Am nächsten Morgen ging ich mit meinem älteren Bruder zu Fuß nach Cochem und bat um Aufnahme in die Höhere Stadtschule. Im späteren Leben habe ich Gott öfters gedankt, daß er mir „auf krummen Pfaden den geraden Weg zum Priestertum gewiesen hat“.

Ich besuchte die Schule in Cochem seit Ostern 1906 als Fahrschüler. Sie war eine städtische Privatschule und begann mit Latein auf der Sexta, Französisch auf der Quarta, Griechisch oder Englisch auf der Untertertia. So konnte man später an einem neusprachlichen, naturwissenschaftlichen oder humanistischen Gymnasium seine Studien fortsetzen. Es war keine Schule hohen Ranges, aber man lernte doch viel und konnte die Aufnahmeprüfung später an einem Gymnasium leicht bestehen, weil man bei der geringen Schülerzahl beim Unterricht stets mitarbeiten mußte und weil z. B. in Latein auf der Sexta und Quinta ein aus der Volksschule übernommener Lehrer uns die Grundlagen dieser Sprache pädagogisch verständlich vermittelte. Er gab uns auch einen guten Deutschunterricht.

Im Herbst 1909 setzte ich meine Ausbildung am Humanistischen Gym-

nasium in Prüm (Eifel) fort und wohnte im Bischöflichen Konvikt. Die Schule nahm einen Gebäudeteil der seit der Karolingerzeit bis in die Neuzeit hoch angesehenen Benediktinerabtei ein. Ihre Geschichte und ihr wach gebliebener kultureller Geist beflügelte unser Streben nach moderner humanistischer Bildung. Wichtigste Unterrichtsfächer waren Latein, Griechisch und Hebräisch, ohne daß die anderen Disziplinen vernachlässigt wurden. Auf der Oberprima diktierte der Lehrer in einer Unterrichtsstunde sogar einmal einen Abschnitt aus dem 1. Kapitel des Matthäusevangeliums, den wir ins Hebräische übersetzten. Meine Mitschüler waren zu einem Großteil finanziell wenig bemittelte Gymnasiasten, die von jungen Pfarrern als begabte Schüler aus den Volksschulen des Saargebietes, der Eifel und des Hunsrücks ausgesucht und durch Privatunterricht zur Aufnahme in eine höhere Klasse (Quarta, Untertertia u. a.) vorbereitet worden waren. Sie wohnten im Bischöflichen Konvikt, wurden dort finanziell unterstützt und waren so eine sozial emporgehobene, ausgewählte Elite. Ich gehörte zu den wenigen, deren Eltern für alle Auslagen (Schulgeld, Unterhalt im Konvikt und Anschaffung von Unterrichtsmitteln) aufkamen. Aber niemand von uns erfuhr je, welche Erleichterungen die bedürftigen Konviktoristen erhielten und welche Mitschüler es waren.

Die Gemeinschaft der 120 bis 140 Konviktoristen war vom geistlichen Direktor Dr. Nikolaus Dahm, den wir nur „Papa“ nannten, auf die Selbstverwaltung der Jugend aufgebaut, so daß das Leben im Konvikt in gleicher Regelmäßigkeit (Studium, Freizeit, Postverteilung, Nachtruhe, Gottesdienst eines auswärtigen Geistlichen) sogar weiterlief, wenn der Direktor einige Tage verreist war. Einen anderen Vorgesetzten als Dr. Dahm hatten wir nicht. In dessen Abwesenheit griffen die nur für den Haushalt zuständigen Ordensschwwestern und die bei ihnen arbeitenden Dienstmädchen nicht in die Tagesordnung ein. Ich betrachtete später den Konviktaufenthalt, in dem ich mehrere Selbstverwaltungsposten (Glöckner, Küster, Kranken- und Zimmerpräfekt) bekleidete, nicht nur als einen glücklichen, sondern auch sehr fruchtbaren Zeitabschnitt, in dem in mir der Beruf zum Priestertum reifte.

Er endigte jäh durch den Ausbruch des Krieges am 1. August 1914. Wir wurden vom Gymnasium in die Ferien entlassen. Kurz darauf mußte ich mich einer Vormusterung der 17- bis 20jährigen stellen und wurde als kv (kriegsdienstverwendungsfähig) erklärt. Ich durfte darum am Prümer Gymnasium als Oberprimaner an einer vorgezogenen Reifeprüfung teilnehmen. Da sich aber herausstellte, daß ich sobald noch nicht zum Militärdienst eingezogen würde, fuhr ich nach Innsbruck – das Priesterseminar in Trier war noch geschlossen – zum Studium der Philosophie und Theologie. Ich wurde in das von Jesuiten geleitete Konvikt „Canisianum“ aufgenommen und an der Theologischen Fakultät immatrikuliert.

Die Zahl der dort studierenden Reichsdeutschen hatte wegen des Krieges stark abgenommen, die der Theologiestudenten aus dem österreichi-

schen Kaiserreich, des Säkular- wie Regularklerus aus den deutschen, tschechischen, slowakischen, ungarischen, polnischen und italienischen Sprachgebieten war gleich groß geblieben, weil sie als Theologen militärdienstfrei waren. Dazu fand ich noch viele Ausländer vor: Amerikaner, Schweizer, Albaner u. a. Es war ein Abbild der universalen katholischen Kirche im kleinen. Auf den Charakter der katholischen Internationalität wurde vom Regens P. Michael Hofmann SJ großer Wert gelegt. In der Kapelle, im Speisesaal und in den anderen gemeinsamen Aufenthaltsräumen hatten wir keine festen Plätze, sondern so wie man sich traf, so reihte man sich an. Auch den kurzen Erholungsspaziergang nach dem Mittag- und Abendessen mußte man, zwanglos wie man hinauskam, machen. Selbst größere Spaziergänge und Tagesausflüge hatten den vorgeschriebenen übernationalen Charakter. Dieser war echt christlich motiviert. Wenn man während der durch den Krieg bedingten Lebensmittelknappheit im Speisesaal auf dem letzten Platz des Tisches saß, konnte man oft erleben, daß gerade dort noch auf der weitergereichten Schüssel reichlich übriggeblieben war. Ich habe es sogar bisweilen erlebt, daß ich auf meinem Zimmer ein Stück Kuchen oder sonst etwas Nahrhaftes vorfand, ohne je zu erfahren, wer der gütige Spender war.

Die für die Ausbildung eines Theologiestudenten vorgesehenen Vorlesungen der Jesuiten an der Universität habe ich alle mit Nutzen besucht. Sie waren gut. Mich interessierten besonders die Vorlesungen des Kirchenhistorikers P. Emil Michael SJ, des Verfassers der „Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Mittelalter“. P. Michael beeindruckte durch seine Sachkenntnis und seinen guten Vortrag. Gerne besuchte ich die Vorlesungen von P. Joseph Biederlack SJ über die Soziale Frage. Das von ihm vermittelte Wissen über die Gewerkschaften war mir während meiner späteren Tätigkeit als Kaplan im Kohlenrevier des Saarlandes von großem Nutzen. Besonders freute mich, daß ich Gelegenheit hatte, die Vorlesungen des angesehenen Verfassers der Papstgeschichte, Ludwig von Pastor, zu hören, der wegen des Krieges aus Rom auf seinen Lehrstuhl in Innsbruck zurückgekehrt war. Obwohl er wegen geschwächten Sehvermögens vor seinem Manuskript tief gebeugt saß und die Zuhörer nur wenig anschaute, war sein Vortrag fesselnd und beeindruckend.

Am 12. Juli 1916 erhielt ich in der Kapelle des Canisianums von Sigmund Waitz, Generalvikar und Weihbischof in Vorarlberg (Diöz. Brixen) die Tonsur und die vier Niederen Weihen und am 29. April 1917 von Johannes Maria Gföllner, Bischof von Linz, die Subdiakonatsweihe.

Daraufhin wurde die mir vom Bezirkskommando Rosenheim (Bayern), wo ich vorher zur „Musterung“ war, zugesandte Einberufung zum bayerischen Infanterieregiment Nr. 20 in Lindau zurückgenommen und ein Gestellungsbefehl zum Reservelazarett H, Columbuschule in München-Giesing, zugesandt. Am 3. August 1917 begann ich dort meinen Dienst als Sanitäter, dem ich mich gerne widmete. Ich war meistens im Operationssaal

beschäftigt, half aktiv und erledigte die schriftlichen Arbeiten. Da ich außerhalb des Lazarets wohnen durfte, mietete ich ein Zimmer in der Nähe und konnte morgens vor Dienstantritt den Gottesdienst besuchen, wie ich es seit meiner Kindheit gewohnt war.

In der dienstfreien Zeit besichtigte ich die Kunstschätze und besuchte die Theateraufführungen in der Stadt oder nahm an den Veranstaltungen der KV-Korporation „Saxonia“ teil. Außer mit zwei Theologiestudenten der Diözese Trier schloß ich Freundschaft mit dem Luxemburger Philologiestudenten Jempy (Jean Pierre) Stein, der später Professor am Athenäum in Luxemburg und Lateinlehrer des jetzigen Großherzogs Jean wurde. Da er während der Nazizeit zwangsweise mit deutschen Studienräten ausgetauscht wurde, war er zeitweilig auch an einem Trierer Gymnasium tätig, so daß ich ihn später als alten Freund begrüßen konnte.

Am 2. April 1918 wurde ich der bayerischen Kriegslazarettabteilung 20 zugeteilt und an die Westfront versetzt. Ich war in den Kriegslazaretten in Lille, Tournai und Brüssel als Sanitäter in ähnlicher Funktion wie in München tätig und wurde nach Beendigung des Krieges am 27. November 1918 in Bernried am Starnberger See entlassen. In der Freizeit hatte ich Gelegenheit, mir erste Kenntnisse der hochentwickelten französischen mittelalterlichen Kunst zu verschaffen, besonders in Tournai, wo ich die Kathedrale eingehend studierte und oft das festliche Sonntagsamt besuchte. Die Teilnahme an der Messe am Werktag war leicht möglich, weil mehrere Sanitäter Priester waren.

In Lille konnte ich zusammen mit einem Theologiestudenten der Pallotiner aus Vallendar (Rhein) ein wöchentliches Treffen der in der Stadt tätigen oder vorübergehend in Ruhestellung liegenden Theologen ermöglichen. Wir hängten Plakate am Bahnhof mit der Ankündigung aus, daß sich Theologen wöchentlich zu einer bestimmten Stunde im Soldatenheim treffen. Die Leitung hatte der damals in Lille als Militärpfarrer tätige Dogmatikprofessor Wilhelm Koch aus Tübingen. Ich übernahm das Amt des Schriftführers, das ich auch nach der Gründung einer gleichen Einrichtung in Tournai innehatte. Leider ist das von mir geführte Protokollbuch verlorengegangen, weil ich es bei der Verlegung unserer Sanitätsabteilung nach Brüssel in eine Sanitätskiste gelegt hatte, die aber nie ankam. Erhalten geblieben sind nur ein Bericht über Lille und ein Brief von mir aus Tournai in der „Mater Ter Admirabilis“ (1918), in dem ich über die Arbeit im „Theologenzirkel“ in Tournai berichtete. Es nahmen daran durchschnittlich 20 bis 30 Besucher teil. Die Zusammenkunft fand jede Woche an einem Donnerstag statt. Das Programm umfaßte: Geistliche Lesung, Verlesen des Protokolls der vorhergehenden Tagung, Referat eines der Mitglieder über die Erfahrungen im Sanitätsdienst, über soziale Fragen, theologische Literatur, wissenschaftlich-theologische Themen u. a. Nach einer anschließenden Diskussion folgte dann der gemütliche Teil bei Bier und Gesang.

Nach Beendigung des Krieges setzte ich meine theologischen Studien

im Priesterseminar in Trier fort. Erfreulich war die Beobachtung, daß die meisten Theologen beim Militär ihrem Priesterberuf treu geblieben waren. Sie bildeten später die Kerntuppe im Kampf der Kirche gegen den Nationalsozialismus. Der Aufenthalt und das Studium waren sehr anstrengend, Lebensmittel und Heizmaterial Mangelware. Beim Studium mußte ich viel nachholen. Früher in Vorlesungen Gehörtes hatte ich vergessen, anderes kam in den noch zur Verfügung stehenden Semestervorlesungen nicht mehr vor. Trotzdem war ich gerne im Priesterseminar. Ich fühlte mich nach den belastenden Erlebnissen der Militärzeit geborgen.

Ich hatte als Soldat viele gleichgesinnte Priester und Theologiestudenten getroffen. In Lille schloß ich auch Freundschaft mit einem französischen Geistlichen, der aber nach Beendigung des Krieges in einem Antwortschreiben an mich weder Gruß noch Name daruntersetzte, wahrscheinlich weil er nicht als Kollaborant angesehen sein wollte. Im Umgang mit meinen deutschen Kameraden hatte ich keine Schwierigkeiten. Viele von ihnen führten aber ein moralisch ganz anderes Leben als ich, auch bedrängten sie mich ständig mit unreligiösen Fragen. Ich versuchte natürlich, darauf eine richtigstellende Antwort zu geben, mußte aber nach und nach bei mir selbst eine gewisse Unsicherheit in Glaubensfragen entdecken. Helfende Gnade fand ich durch häufigen Empfang des Bußsakramentes. Klarheit gewann ich im Priesterseminar in Meditation und Studium.

Am 20. März 1920 wurde ich zusammen mit elf anderen Kandidaten von Bischof Michael Felix Korum im Trierer Dom zum Priester geweiht. Vorher waren wir dem Generalvikar vorgestellt worden. Er entließ uns mit den Worten: „Nun sorgt dafür, daß ich nicht viel von Euch höre. Dann weiß ich, daß bei Euch alles in Ordnung ist.“ Später dachte ich beim Studium von Personalakten, Visitationsprotokollen und ähnlichem Schrifttum oft an diese Mahnung. Es war mit bewußt geworden, daß man in vielen derartigen Akten im allgemeinen nur das Negative im Wirken der Menschen findet, während das viele Gute, das sie getan haben, unerwähnt blieb.

Ich erhielt die erste Kaplanstelle in der umfangreichen Arbeiterpfarrei Dudweiler, zu der 10 000 Katholiken gehörten; daneben bestand eine evangelische Pfarrei mit zwei Pfarrern. Die politischen Verhältnisse waren sehr ungünstig, weil ein hoher Prozentsatz der Einwohner Kommunisten waren, die mit den weniger zahlreichen Sozialisten die Mehrheit in der Verwaltung hatten.

Jedoch hatte die katholisch-konfessionelle Volksschule einen religiös gesinnten, tüchtigen Lehrkörper, so daß es eine Freude war, in ihr den Religionsunterricht zu erteilen und die Schuljugend zum späteren Eintritt in die Jugendvereine zu gewinnen. So konnte ich einen leistungsfähigen „Jünglingsverein“ aufbauen, in dem sich neben reger Vereinstätigkeit das religiöse Leben verhältnismäßig gut entfaltete.

Im August 1925 wurde ich als Kaplan nach Trier-St. Antonius versetzt. Die Seelsorgearbeit war in der Bischofsstadt leichter. Mir blieb so mehr

Zeit zur Teilnahme an den großen kirchlichen Veranstaltungen und zum theologischen Studium. Letzteres nützte ich zur Vorbereitung auf die Pfarrbefähigungsprüfung (Pastorexamen). Ich freute mich schon auf die erste Anstellung als selbständiger Pfarrer. Aber daraus wurde nichts. Ich erkrankte an einer chronischen Halsentzündung. Im Dezember 1927 mußte ich den Seelsorgsdienst aufgeben und versuchen, bei leichtem Dienst in Krankenhäusern bzw. Erholungsheimen Heilung zu finden, seit November 1929 in der Heilstätte St. Urban in Freiburg/Br.

Nach einer Konsultation bei einem Professor der Freiburger Universitätsklinik war mir klar geworden, daß die Krankheit nicht lebensgefährlich war, daß aber für mich die mir bis dahin als einziges Ideal erscheinende Seelsorgetätigkeit so schnell nicht mehr in Frage komme. So suchte ich im Dezember 1929 Professor Joseph Sauer auf und bat ihn, seine Seminarübungen besuchen zu dürfen. Und was ich nicht erwartet hatte: er schlug mir vor, eine Dissertationsarbeit zu beginnen. Nach kurzer Überlegung wurden wir auch schon über ein Thema einig: Die Darstellung Christi in der Kelter. Einige Wochen nachher sagte mir Professor Karl Künstle, der Fachmann für christliche Ikonographie, bei einem Gespräch in St. Urban: „Sie haben ein interessantes Thema übernommen. Ob Sie aber soviel Material finden, daß Sie eine Dissertation daraus erarbeiten können, das möchte ich bezweifeln.“ Doch ich ließ mich nicht entmutigen.

Ich entdeckte bald, daß die Meinung Künstles irrig war. Es handelte sich nämlich zunächst um ein theologisches Thema, das bereits die Väter des früheren Christentums aufgegriffen hatten und nachher durch alle Jahrhunderte von den Theologen behandelt wurde. Und da die von diesen dargelegten Vorstellungen im Mittelalter von der liturgischen, mystischen und volksfrommen Literatur weitgehend übernommen wurden, fanden sie auch bildhaften Ausdruck. Die Darstellung Christi in der Kelter war vom 12. Jahrhundert bis in die Barockzeit weit verbreitet. Die Dissertation fand so große Beachtung, daß ihre Veröffentlichung (1935), einem wissenschaftlichen Bedürfnis entsprechend, mit Ergänzungen im Jahre 1981 neu gedruckt werden mußte. Wesentliche Veränderungen waren nicht notwendig. Bereits am 14. September 1942 hatte Professor Sauer mir geschrieben: „Auf Ihr Kelterbuch dürfen Sie zeitlebens stolz sein. Sie haben eine methodisch meisterhafte, in den Ergebnissen ungemein wertvolle Erstlingsarbeit zustande gebracht, die das Thema ein für alle Male abgeschlossen hat. Ich kann nur wünschen, daß Sie auch weiterhin noch manches der Öffentlichkeit vorlegen können.“ Ich habe wegen meiner späteren anders gearteten Berufstätigkeit keine weitere größere Forschungsarbeit auf dem Gebiet der christlichen Ikonographie veröffentlichen können, aber doch viele Artikel in Zeitschriften und in den acht Bänden des „Lexikon der christlichen Kunst“ (Freiburg 1968–1976).

Nach bestandenen mündlichen Prüfungen wurde ich am 4. Februar 1931 zum Dr. theol. an der Theologischen Fakultät promoviert. Der dama-

lige Dekan Professor Nikolaus Hilling sagte bei der Gelegenheit: „Ihre Krankheit ist Ihnen zum Heil geworden.“ Bei meiner ausgesprochenen Neigung zur praktischen Seelsorge hätte ich tatsächlich einen wissenschaftlichen Beruf nicht angestrebt. So blieb ich zur Vertiefung meiner Studien, besonders auf dem Gebiet der klassischen Kunstwissenschaft bei Professor Hans Jantzen, noch ein weiteres Semester in Freiburg.

Da nach Ansicht von Professor Sauer die Kenntnis Roms und seiner Denkmäler für einen christlichen Archäologen und Kunsthistoriker unerlässlich war, bat ich Bischof Franz Rudolf Bornewasser in Trier, mir das Weiterstudium in Rom zu ermöglichen. Er vermittelte ein Stipendium im Campo Santo Teutonico und fragte mich am 10. Juli 1933 an, ob ich bereit sei, das Angebot anzunehmen. Bemüht hatte sich in Rom für mich der damalige aus dem Bistum Trier stammende Vizerektor Josef Montebaur, der kurz darauf den Campo Santo verließ, um eine Stelle an der Deutschen Bibliothek in Leipzig anzutreten.

Vor meiner Reise nach Rom traf ich mich mit Montebaur in Koblenz, wo er mir wertvolle Auskünfte erteilte. In Rom angekommen, fand ich Rektor Hermann Stoeckle vor, der mir aus meiner Militärzeit als Feldgeistlicher bekannt war und von dem ich noch ein Andenkenbildchen von der Osterkommunion 1918 besaß. Gleich in den ersten Tagen kam Professor Peter Josef Kirsch mit Emil Donckel, einem Luxemburger wie er, zu mir und sagte: „Ihr beide müßt Freunde werden; denn Trier und Luxemburg gehören zusammen.“ Es erwuchs daraus eine Freundschaft fürs Lebens. Emil Donckel, der 1932 an der Universität in Freiburg/Schweiz das Doktorat der Philosophie erwarb, wurde 1938 am Päpstlichen Institut für Christliche Archäologie in Rom zum Dr. theol. promoviert und erhielt 1973 von der Trierer Theologischen Fakultät die Würde eines Ehrendoktors. 1942 berief ihn Bischof Josephus Philippe auf den Lehrstuhl für Kirchengeschichte und Patrologie im Luxemburger Priesterseminar, dessen Professoren und Studenten kurz vorher von der deutschen Geheimen Staatspolizei zwangsweise nach Trier transportiert worden waren (bis 1944). Ich traf seitdem Donckel in Trier fast täglich im Bistumsarchiv, das gewichtiges Studienmaterial für die Geschichte des Luxemburger Landes bot, weil es bis 1802 zum großen Teil zum Erzbistum Trier gehört hatte. 1948 wurde er mein Kollege als Bistumsarchivar in Luxemburg. Am 30. Mai 1979 begleitete ich den am 26. Mai verstorbenen Freund Emil Donckel zum Grab in seinem Heimatort Eschweiler in Luxemburg.

Ich besuchte in Rom vom November 1931 bis Juli 1933 die Vorlesungen am Päpstlichen Archäologischen Institut, das von Professor Kirsch geleitet wurde. Damals studierten dort u. a. August Schuchert, der spätere Rektor des Campo Santo Teutonico, Friedrich van der Meer, Professor in Nijmegen, Engelbert Kirschbaum SJ, der angesehene Ausgräber des Petrusgrabes in Rom, Otmar Perler, Schüler und Nachfolger von Prälat Kirsch in Freiburg/Schweiz und als Inhaber des Reichsstipendiums für

Christliche Archäologie Friedrich Gerke, später Professor in Mainz. Vorlesungen hörten wir bei Peter Josef Kirsch, Josef Wilpert, Kunibert Mohlberg OSB, E. Josi u. a. Unter ihrer Leitung besuchten wir auch regelmäßig die Katakomben und die bedeutendsten Kirchen Roms.

Im Campo Santo Teutonico wohnten außer den soeben genannten Kirsch, Perler, Donckel, Schuchert u. a. Theodor Klauser, Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts, Karl August Fink, Mitglied des Preussischen Historischen Instituts, Rainer Post, Sekretär des Niederländischen Historischen Instituts, und als Mitarbeiter am Görresinstitut Joachim Birkenner und einige Monate Hubert Jedin, ferner zur Vorbereitung auf das Doktorat Wilhelm Berning und Eduard Stakemeier. Letzterer schrieb später in einem Brief an Professor Wilhelm Bartz in Trier: „Grüßen Sie doch bitte bei nächster Gelegenheit meinen lieben Herrn Dr. Alois Thomas. Er war menschlich und priesterlich der feinste Studienfreund, den ich jemals gehabt. Seine ausgezeichnete Arbeit über den Keltertreter in der Kunst wird von meinem Kunstprofessor Dr. Fuchs sehr hoch geschätzt“ (Paderborn, 12. 11. 1945).

Im Campo Santo wohnte damals auch Professor Schmidlin. Er arbeitete an der Herausgabe seiner Papstgeschichte, begann schon morgens in aller Frühe mit seinem Studium. Wenn er dann in späterer Stunde die hl. Messe las, war er bisweilen so eifertig, daß er an den Stufen des Altars schon das Staffolgebet begann, wenn ein anderer Priester am gleichen Altar seine Messe noch nicht beendet hatte. Ich mußte als Zeremoniar und Sakristan dann vermittelnd eingreifen, wobei die Antworten des frommen, aber knorrigten Schmidlin nicht immer freundlich ausfielen.

Nach dem Druck des ersten Bandes seiner Papstgeschichte legte er Wert darauf, diesen dem Papst Pius XI. selbst zu überreichen. Da er aber kurz vorher die Missionstätigkeit des Kardinals van Rossum unfreundlich kritisiert hatte, war Pius XI. erst nach einer Empfehlung von Prälat Kirsch zur persönlichen Entgegennahme bereit. Das erste gedruckte Exemplar wurde über „Mitropa“ nach Rom geschickt und von mir in Abwesenheit von Professor Schmidlin im Campo Santo in Empfang genommen. Es hatte aber, weil der Termin der Audienz beim Papst drängte, noch keinen Index, so daß Pius XI. die Frage stellte: „Wo ist der Index? Ein Buch ohne Index ist kein Buch.“

Der Aufenthalt in Rom war für mich neben dem Studium besonders wertvoll, weil ich Gelegenheit hatte, bei meinen Reisen hin und zurück in die Heimat alle wichtigen Städte und deren Monumente in Norditalien sowie durch Reisen von Rom aus die Süditaliens kennenzulernen. In Rom selbst konnte ich mit den wissenschaftlichen Instituten des Auslandes in Verbindung treten und mit vielen Gelehrten Deutschlands bei ihren Besuchen im Deutschen Archäologischen Institut, in der Hertziana u. a., besonders aber im Campo Santo Bekanntschaften machen, was mein Wissen aus Vorlesung und Studium in persönlicher Aussprache sehr befruchtete. So er-



innere ich mich noch jetzt an ein Gespräch, das ich mit Adolph Goldschmidt (1883–1944) führte, als ich ihn bescheiden auf der Bank eines Treppenpodestes im Campo Santo mit seiner Frau sitzend antraf.

Anschließend an das römische Studium verbrachte ich zur Festigung meiner erneut angegriffenen Gesundheit die Zeit von August 1933 bis Anfang 1936 in Manderscheid als Hausgeistlicher des Klosters der Waldbreitbacher Schwestern, das im wesentlichen als Erholungsstätte genützt wurde. In der Zeit bereitete ich meine Freiburger Dissertation zum Druck vor. Professor Sauer hatte nämlich Prälat Georg Schreiber nahegelegt, die Arbeit in seiner Sammlung „Forschungen zur Volkskunde“ herauszubringen. Auf Wunsch Schreibers erweiterte ich den volkswissenschaftlichen Teil meiner Arbeit und verbrachte zu diesem Zweck einige Zeit an Professor Schreibers Institut für Volkskunde an der Universität Münster. Seither stand ich mit ihm bis zu seinem Tod in regem wissenschaftlichen Gedankenaustausch. Er nahm mich zu den Jahrestagungen der Max-Planck-Gesellschaft in Trier und Saarbrücken mit und war durch die Herausgabe meiner Dissertation zu seinem großen Werk „Deutsche Weingeschichte“ angeregt worden, das allerdings erst posthum (Köln 1980) erschien und zu dem ich über 50 Fotos für Abbildungen zur Verfügung gestellt habe.

1934 hatte mir der Verwaltungsrat des Cusanusstiftes in Bernkastel-Kues mitgeteilt, er wolle mich zum Rektor wählen. Da aber die Bischöfliche Behörde dem Domkapellmeister Wilhelm Stockhausen in Trier, für den sie einen jüngeren Nachfolger (Johannes Klassen) wünschte, durch Ernennung als Rektor von Kues einen ehrenvollen Abgang vermitteln wollte, bat mich Generalvikar Tilmann, freiwillig zu verzichten. Ich blieb so zunächst noch in Manderscheid. Erst Tilmanns Nachfolger, Generalvikar Heinrich von Meurers (1935–1951) beendete meine stille wissenschaftliche Arbeit dort, weil er mir kurz nach seinem Amtsantritt anbot, in Trier ein Bistumsarchiv einzurichten. Ich absolvierte deshalb zunächst ein Praktikum im Staatsarchiv Koblenz, wurde dann am 15. April 1936 als Archivar ans Bischöfliche Generalvikariat in Trier berufen und am 6. August des gleichen Jahres zum Diözesanarchivar und Kanzler ernannt.

Dom- und Generalvikariatsarchiv, seit der Säkularisation (1803) nicht sehr umfangreich, waren bis dahin nur nebenamtlich verwaltet worden und lagerten in getrennten Räumen, ersteres kaum zugänglich, letzteres ohne sachgemäße Aufstellung. Ich vereinigte beide noch erhaltenen Archivbestände in entsprechend eingerichteten Räumen über dem Domkreuzgang, zusammen mit den älteren Akten der Registratur des Generalvikariates (Repositur) und des Bischofshofes (Korum-Archiv). Außerdem übernahm ich die Archive des Priesterseminars, der Bischöflichen Konvikte in Trier und Prüm und der Pfarreien der Stadt Trier, ferner die bedeutende Sammlung der Handschriften und Frühdrucke des Domkapitels.

Bei Kriegsausbruch 1939 wurden auch die Archivalien und Kirchenbücher der Pfarreien aus den geräumten Pfarreien im Westen der Diözese

nach Trier ins Archiv überführt. Da aber die Kirchenbücher zur Erstellung des damals vorgeschriebenen arischen Nachweises hohe Bedeutung hatten, wurde ein Kirchenbuchamt eingerichtet und dem Archiv angeschlossen. Wegen des hohen Interesses des nationalsozialistischen Regimes an den Kirchenbüchern infolge des geforderten arischen Nachweises hatte ich viele Konflikte mit Staats- und parteiamtlichen Stellen. Im Jahre 1944 hat das Reichssippenamt mit Hilfe der Staatspolizei sogar gewaltsam die schwere Stahltür zum Bergungsort der Kirchenbücher unter dem Dom aufschweißen und den Großteil der Kirchenbücher zum Ehrenbreitstein, von dort nach Salzdetfurth abtransportieren lassen. Sie wurden im Februar 1947 mit englischen Militärtransportwagen zurückgebracht.

Der Rest der Kirchenbücher sowie das ganze Archiv blieb im sicheren Bergungsort in Trier. Trotz eines Beschlusses des Geistlichen Rates weigerte ich mich, als die westliche Kriegsfront sich Trier näherte, das Archiv nach Schönstatt bei Vallendar zu verbringen, mit der Begründung, daß durch die Verlagerung der Archivalien während der Französischen Revolution in das Gebiet rechts des Rheins große Teile der Archive des Generalvikariates, der Archidiakonate und des Doms verloren gegangen seien. Darum entschloß ich mich auch, in der vom Dezember 1944 bis März 1945 evakuierten, im Gegenschlag zur (Rundstedt) Offensive im Dezember 1944 bombardierten und später ständig von Luxemburg aus von amerikanischen Truppen beschossenen Stadt zu bleiben. Die Bestände des Archivs haben so die letzten Kriegshandlungen, die Besetzung Triers (2. 3. 1945) sowie die Wirren und Plünderungen der Nachkriegszeit lückenlos überstanden.

Mit mir blieben in der geräumten Stadt zum Schutz der Denkmäler und als Vertreter der Bischöflichen Verwaltung noch vier weitere Geistliche. Wir hatten auch den Heiligen Rock und den Domschatz in sicheren Behältnissen an sicherem Ort beim Dom vergraben. So haben auch diese Kostbarkeiten in Trier selbst alle Gefährnisse des Krieges unbeschädigt überstanden. Leider hatten wir kein Dokument über den Ort der Bergung angefertigt, so daß nur wir fünf das Versteck kannten. Wenn wir von einer Granate oder Bombe getroffen worden wären, würde man wahrscheinlich heute noch den wertvollen Trierer Kunstschatz suchen. Seitdem sind mir manche mittelalterliche Berichte über gelegentliche Schatzfunde glaubhafter geworden.

Da die amerikanische Militärregierung von Luxemburger Freunden über meine stets antinazistische Haltung unterrichtet war, überreichte sie mir den „Registrierschein“ ohne die üblichen prüfenden Fragen mit den Worten: „Ist Ihre Bibliothek gut durchgekommen?“ Die Bitte eines amerikanischen Offiziers, einige Worte in ihrem Radio zu sprechen, lehnte ich trotzdem ab, weil ich im noch nicht besetzten Deutschland nicht als Sympathisant des Gegners erscheinen wollte. Mit dem amerikanischen Kunstschutzoffizier arbeitete ich jedoch harmonisch zusammen und wurde Mitglied der von ihm ins Leben gerufenen Kommission für die Wiederauf-

nahme des kulturellen Lebens in der Stadt Trier. Das Vertrauen des Kunstschuttoffiziers zu mir war so groß, daß er mir die von einem „nazistischen Verräter“ übergebenen Akten über den „Kunsterwerb“ Hermann Görings in Paris einen Tag zum Studium überließ, aus denen ich Exzerpte herstellen und in der Festschrift für Franz Graf Wolff Metternich (Neuss 1973) veröffentlichten konnte.

1941 wurde mir das Amt eines Synodalrichters übertragen, das ich 41 Jahre lang verwaltete. 1946 übernahm ich anstelle des Bistumskonservators Professor Dr. Nikolaus Irsch die Dozentur für christliche Kunst und Denkmalpflege am Bischöflichen Priesterseminar, 1950 an der neugegründeten Theologischen Fakultät. An ihr habilitierte ich mich am 1. Juni 1952 mit der Arbeit „Maria, der Acker und die Weinrebe in der Symbolvorstellung des Mittelalters“ und wurde am 1. September 1957 zum a. o. Professor ernannt.

Meine Vorlesungen und Seminare standen unter dem Leitgedanken des Artikels 129 der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils: „Die Kleriker sollen während ihrer philosophischen und theologischen Studienzeit auch über Geschichte und Entwicklung der sakralen Kunst unterrichtet werden, wie auch über die gesunden Grundsätze, auf die sich die Werke der sakralen Kunst stützen müssen. So sollen sie ehrwürdige Denkmäler der Kirche schätzen und bewahren lernen und den Künstlern bei der Schaffung ihrer Werke passende Ratschläge erteilen können.“

Deshalb legte ich großen Wert darauf, daß die Theologiestudenten die Kunstpraktiken, Planungen und das Gestalten der Kunstwerke kennen lernten. Wir besuchten regelmäßig im Bau befindliche Kirchen und denkmalwerte Gotteshäuser während der Restaurierung sowie die Werkstätten der Künstler, Architekten, Bildhauer, Glasmaler, Goldschmiede und Paramentenstickerinnen.

Wenn die Kapläne vor der Ernennung zum Pfarrer ihren Vorbereitungskurs im Priesterhaus St. Thomas hatten und sie sich erst richtig bewußt wurden, daß sie nun während ihrer neuen Seelsorgstätigkeit verantwortliche Auftraggeber von Bauten und Renovierungen von Kirchengebäuden sowie Anschaffungenn von Kultgeräten wurden, fuhr ich hin, hielt morgens einen Vortrag über Kirchenbau und Archivwesen und besuchte nachmittags mit ihnen Kirchen der Umgebung, wo ihnen unter Mithilfe des Ortspfarrers Beispiele guter Kunstwerke, aber auch weniger lobenswerter Bautechniken gezeigt wurden.

Ich hatte nämlich als dritte wichtige Aufgabe im Dienst des Generalvikariates seit 12. März 1952 die Leitung der Bauabteilung und des Konservatoramtes übernommen. Es war in einer besonders schwierigen und verantwortungsvollen Zeit. Im Bistum Trier waren während des Krieges 1939/45 von 1624 Kirchen 41 ganz oder fast ganz und 71 teilweise zerstört sowie 72 schwer, 611 mittel und leicht beschädigt worden. Ein weiterer Bedarf an Kirchen war dadurch entstanden, daß schon seit 1938 infolge staatlicher Maßnahmen der Kirchenbau eingeschränkt beziehungsweise verboten war.

Durch Zuwanderung Heimatvertriebener, Schaffung neuer Industriezentren und Bildung neuer Wohnbezirke am Stadtrand waren zahlreiche neue Seelsorgestellen und damit neue gottesdienstliche Räume notwendig geworden. Aus diesen Gründen wurden bis zum Jahr 1966 284 Kirchen neu errichtet, ferner 193 umgebaut und erweitert. Dazu kamen viele Restaurierungen der im Bistum Trier zahlreich vorhandenen denkmalwerten Kirchen, für die ich als Bistumskonservator Verantwortung trug, zusammen mit dem Landeskonservator Werner Bornheim gen. Schilling, mit dem ich vertrauensvoll und freundschaftlich zusammenarbeitete. Einen guten Überblick über die geschilderte Bautätigkeit und Konservierungsarbeiten bietet das von mir mitherausgegebene Buch „Neue Bauten im Bistum Trier“ (Stuttgart 1961).

Die stets verständnisvolle Zusammenarbeit mit der staatlichen Denkmalpflege fand auch Anerkennung bei meiner Tätigkeit im Denkmalrat für Rheinland-Pfalz und beim Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, der mich zum Ehrenmitglied ernannte. Mit großer Anteilnahme beteiligte ich mich seit 1946 an den Vorbereitungen zur Gründung der Gesellschaft für mittelhheinische Kirchengeschichte (1948), in der ich bis 1985 Mitglied des Verwaltungsrates und viele Jahre Vizepräsident war. Ferner bin ich Mitglied der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, des Beirates der Görresgesellschaft, Vorstandsmitglied der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier, Ehrenmitglied der Historischen Sektion des Institut Grand-Ducal de Luxembourg, des „Vereins Trierisch“ sowie Redaktionsmitglied des Kurtrierischen Jahrbuchs. Seit Erscheinen des „Kurtrierischen Jahrbuchs“ (1961) bin ich Mitglied der Schriftleitung.

Die Teilnahme an den Veranstaltungen dieser Vereine und Kommissionen ermöglichte mir nicht nur, meine Fachkenntnisse mehr und mehr zu erweitern, sondern ich lernte auch durch die stets wechselnden Tagungsorte bei anschließenden Exkursionen viele Kulturstätten und Kunstdenkmäler sowie Volksbräuche in Deutschland wie im benachbarten Ausland kennen, ebenso wie bei den regelmäßig stattfindenden Tagungen der Kirchenbaudezernenten und Konservatoren.

So erweiterten sich auch Inhalt und Umfang meiner Publikationen. Zunächst hingen sie eng mit meinen frühesten Studien der Kunst, Ikonographie und Volkskunde zusammen. Ich schrieb in den wenigen freien Stunden Artikel im Trierer Bistumsblatt über ikonographische und volkskundliche Themen, konnte aber auch in der meist mehr als acht Stunden umfassenden täglichen Dienstzeit das Buch „Der Weltklerus der Diözese Trier seit 1800“ (1941) erarbeiten und die bislang erschienenen Schematismen des Bistums Trier 1938 und 1952 zu umfassenden Handbüchern umgestalten.

Funde in Archivbeständen und Beobachtungen in alten Kirchen, z. B. auftauchende Namen von Künstlern in Akten, Nachlässe von Geistlichen

und Bischöfen, Konsekrationsurkunden in Altarsepulkren, wieder entdeckte Wandmalereien in Sakralbauten, regten mich zu weitergehenden Veröffentlichungen an, bei denen nicht selten ein Weiterstudium in auswärtigen Archiven notwendig wurde, u. a. in Koblenz, Köln, Luxemburg, Metz, Mecheln und Rom. Ein Spiegelbild meiner umfangreichen Arbeiten und Veröffentlichungen vermittelt die „Festschrift für Alois Thomas. Archäologische, kirchen- und kunsthistorische Beiträge“ (Trier 1967), in der 51 befreundete Wissenschaftler Beiträge lieferten, die alle mehr oder weniger mit meinem Wirken und Schaffen verbunden sind.

Besondere Aufmerksamkeit weckten in mir die Geistlichen der Trierer Diözese, die neben intensiver Seelsorgstätigkeit ein ausgesprochenes Interesse für archivalisches und historisches Forschen bekundet hatten, u. a. der Archivar des Koblenzer Staatsarchivs und spätere Generalvikar Weihbischof Wilhelm Günther (1763–1843), Bischof Josef von Hommer (1760–1836) und der große Kreis der von ihm angeregten jüngeren Geistlichen.

Bereits zu Beginn meiner Tätigkeit am Bistumsarchiv fiel mir unter dessen Beständen ein lateinisches Manuskript auf, das die Aufschrift trug: *Meditationes in vitam meam peractam*. Es waren die im Jahre 1828 täglich niedergeschriebenen geistlichen Betrachtungen des Bischofs Josef von Hommer über sein Leben. Ich ließ die 150 in Lagen zusammengefaßten Blätter in Leder binden und nahm mir vor, ihren wertvollen Inhalt zu publizieren, kam aber wegen der vielen Ordnungsarbeiten im neuerrichteten Bistumsarchiv zunächst nicht dazu.

Erst als dem Bistumsarchiv nach dem Tode von Domkapitular Carl Kammer (1968) dessen Vorarbeiten über die Niederschriften Hommers übergeben worden waren, fühlte ich mich verpflichtet, meinem ursprünglichen Vorhaben näher zu treten. Ich prüfte die Möglichkeit, die übernommenen Vorarbeiten zu verbessern und zu erweitern und dann zu publizieren, mußte aber bald erkennen, daß diese Absicht sowohl wegen Unzulänglichkeit der Abschrift des lateinischen Textes als auch der Übersetzung nicht durchführbar war. Ich machte eine neue Abschrift, erarbeitete eine bessere deutsche Übersetzung und fügte einen ausführlichen Kommentar und eine Schilderung des späteren Lebens und Wirkens Hommers bis zum Tode (1836) an.

Zur Zeit arbeite ich an einer Publikation: „Meine Erinnerungen aus der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft“.

Eine Zusammenstellung meiner Veröffentlichungen (Bibliographie) bis zum Jahre 1966 findet man im: „Kurtrierischen Jahrbuch“ 8 (1966), S. 9–18, meiner Veröffentlichungen bis zum Jahre 1985 im: Kurtrierischen Jahrbuch 25 (1985) 12–20. Anläßlich meines 90. Geburtstages (18. 1. 1986) widmeten mir 33 Kollegen, Freunde und Schüler eine in kleiner Auflage erschienene, „Corona amicorum“ betitelte Festschrift.

## JOHANN BAPTIST VILLIGER

### Heimat, Jugendjahre und Studiengang

Meine Vorfahren stammten von dem großen Bauernhof „Auf der Wanne“ bei Auw im Freiamt, das seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts politisch zum Kanton Aargau gehört. Einer von ihnen, der einer zwölfköpfigen Kinderschar angehörte, Ulrich, zog um 1820 als Pächter nach St. Katharinental im Thurgau. So kam es, daß dieser Zweig der Familie im Thurgau weiter lebte. Mein Vater, Johann Baptist, besaß ein kleines Bauerngut „Feld“ in der politischen Gemeinde Oberwangen. Nebenbei betrieb er mit seinem einzigen Bruder Emil die in der Ostschweiz verbreitete Handstickerei. Meine Mutter, Karolina Stücheli, war alleinige Tochter neben neun Brüdern, von denen zwei Priester wurden.

Als erstes von acht Geschwistern kam ich am 10. März 1904 zur Welt und wurde tags darauf in der Pfarrkirche zu Dussnang getauft, zu der wir kirchlich gehörten. Vaters Bruder Emil war mein Pate. Da er einige Jahre in unserer Familie lebte, nannten wir ihn nach Schweizerart einfach „Götti“. Ich erinnere mich gut, wie er am Tage, bevor ich zur Schule mußte, zu mir sagte. „Bub, die schönste Zeit deines Lebens ist jetzt vorbei. Morgen mußt du zur Schule.“ Ob er wohl ahnte, daß ich den größten Teil meines Lebens in der Schule zubringen würde?

Vorerst kam ich in die Unterschule der politischen Gemeinde Oberwangen. Die Lehrerin war sehr bemüht, uns lesen und schreiben beizubringen. Mit einem dünnen Stock schlug sie auf die Finger, wenn diese nicht die richtige Haltung beim Schreiben einnahmen. Mit der vierten Klasse wechselte ich in die Oberschule. Dort war Emil Gälle mein Lehrer. Von Haus aus war er reformiert, nahm aber an meinem späteren Studiengang sehr Anteil und gratulierte mir zur Priminz. Der „Götti“ zog wenige Jahre darauf nach Amerika, blieb aber mit unserer Familie eng verbunden.

Den Religionsunterricht besuchte ich im sogenannten „Wöschhüsli“ neben dem Pfarrhaus. Dort kamen alle Kinder aus den verschiedenen politischen Gemeinden und Gehöften zusammen. Mein Pfarrer und Jugendseelsorger war Anton Schilling, ein seeleneifriger Priester. Aus seiner Pfarrei gingen viele Priesterberufe hervor. Sein Vorgänger, Jakob Eugster, hatte eine Marienkirche im Stile von Lourdes erbaut. Daneben errichtete er ein großes Pilgerhaus. Wegen der riesigen Schulden, die auf dem Ganzen lasteten, verließ er die Pfarrei und wanderte nach Amerika aus.

Schon früh wollte ich Priester werden. Dieser innere Drang wurde vor allem durch meine tieffromme Mutter gefördert. Ihr ältester Bruder, Dekan Jakob Stücheli, wirkte als Pfarrer in Pfyn, dem einstigen römischen Kastell „Ad Fines“ bei Frauenfeld. Diesem Onkel verdanke ich es, daß ich mit 13 Jahren im Herbst 1917 an das von den Benediktinern von Muri-Gries geleitete Gymnasium in Sarnen kam. Die humanistischen Studien fielen in

die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Ich beendete sie im Sommer 1924 in Sarnen mit der Eidgenössischen Matura. Im Oktober darauf wurde ich in das Priesterseminar in Luzern aufgenommen.

Priesterseminar und Theologische Fakultät waren in Symbiose miteinander verbunden. So erteilten die Professoren den Unterricht in den Räumen des nach dem Kulturkampf errichteten Priesterseminars St. Beat. Die Vorlesungen vermittelten eine solide Grundlage für das Wirken in der Seelsorge. Den gleichen Professoren sollte ich später wieder begegnen.

Als ich zwei Jahre in Luzern verbracht hatte, lockte es mich, ins Ausland zu gehen. Ich schwankte zwischen Paris und Rom. Schließlich entschied ich mich für das Seminar Saint-Sulpice bei Paris. Es wird von Mitgliedern einer Priesterkongregation geleitet, die von Jean-Jacques Olier 1642 ins Leben gerufen wurde. Nach der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich (1906) wurde das Seminar von Paris nach Issy-les-Moulineaux, einer Vorstadt von Paris, verlegt. Es galt als das hervorragendste Priesterseminar in Frankreich, nach dessen Vorbild die Sulpizianer auch in anderen Ländern, vor allem in Kanada, wirken.

Mit drei Mitstudenten unseres Bistums begab ich mich im Oktober 1926 nach Paris. Wir waren die ersten, die nach den vergangenen Kriegsjahren die alte Tradition wieder aufnahmen und nach Frankreich zogen. Nach einer Nachtfahrt langten wir am andern Morgen im Ostbahnhof in Paris an. Begleitet von einem einarmigen Kriegsinvaliden durchfuhren wir in einem gemieteten Wagen die Weltstadt von einem Ende zum anderen. Der Obere des Seminars, Pierre Boisard, empfing uns Schweizer mit offenen Armen, nachdem er jeden von uns umarmt und an sein Herz gedrückt hatte.

Aus der Distanz der Jahre betrachtet, darf ich heute gestehen, daß mit der Übersiedlung nach Paris ein neuer Abschnitt meines Lebens begann. Ich gehörte zu einer Gemeinschaft, die damals 400 Studenten umfaßte. Hier lebten Vertreter von 36 Nationen, die den Erdball umspannten. Zu meinen Mitschülern zählten auch zwei Japaner. Der eine, Ideguchi, wurde bald nach seiner Priesterweihe Apostolischer Präfekt von Hiroshima und kam beim Abwurf der Atombombe der USA am 6. August 1945 ums Leben. Der zweite japanische Mitschüler, Arai, wurde ebenfalls Bischof. Ich habe ihn bei der 1. Generalkongregation des Zweiten Vatikanischen Konzils im Oktober 1962 in der Peterskirche unerwartet wieder getroffen.

Nachdem ich ein Studienjahr im Hauptseminar in Issy-les-Moulineaux verbracht hatte, durfte ich mit Erlaubnis der Obern nach Paris übersiedeln. Im Umkreis der Kirche Saint-Sulpice befand sich der Ordinandenkurs in der Rue du Regard 6. So zog ich mit meinen Habseligkeiten aus der Provinz in die Hauptstadt. An der Stadtgrenze entrichtete ich den „Octroit de Paris“, der beim Umzug von der Provinz in die Hauptstadt als Zoll gefordert wurde.

Das zweite Studienjahr in Paris erlebte ich im Ordinandenkurs von Saint-Sulpice. Dort war ich der einzige deutschsprachige Alumne. Das war

für mich ein großer Vorteil, da ich beinahe mühelos den Zugang zur französischen Sprache und Kultur fand. Meine Kurskameraden empfangen am 29. Juni 1928 in der Kirche Saint-Sulpice die Priesterweihe. Ich blieb mit ihnen eng verbunden. Vier von ihnen wurden später zu Bischöfen geweiht. Im Sommer 1928 kehrte ich in die Schweiz zurück, um in Luzern das große Examen des „Introitus“ abzulegen, das für den Eintritt in den Ordinandenkurs zu Solothurn gefordert wurde.

Bischof Josephus Ambühl, der damalige Diözesanbischof von Basel, hatte das Theologiestudium um ein Jahr verlängert. Gleichzeitig hatte er den Ordinandenkurs von Luzern in seine Residenz nach Solothurn verlegt, um die jungen Priester persönlich kennenzulernen. Mit 20 weiteren Diakonen unseres Bistums empfang ich aus der Hand meines Oberhirten, den ich wie einen Vater verehrte, am 7. Juli 1929 in der Kathedrale zu Solothurn die Priesterweihe. Eine Woche darauf feierte ich in der Pfarrkirche meiner Heimat, in Dussnang, die Primiz.

### Meine Lehrjahre in der Seelsorge

Im Bistum Basel galt damals die Regel, daß jeder Neupriester zuerst einige Jahre in der Seelsorge arbeiten mußte. Noch am Tage der Priesterweihe teilte der Generalvikar jedem persönlich mit, für welchen Posten ihn der Bischof bestimmt hatte. Ich wurde als Vikar in Schaffhausen am Rheinfall bestimmt. Gleichzeitig sollte ich im Verein mit einem Juristen die Redaktion der dortigen katholischen Tageszeitung betreuen.

Einen Monat nach der Primiz trat ich meine erste Stelle in der Seelsorge an. Im späteren Dekan Martin Haag erhielt ich einen aufgeschlossenen und verständigen Prinzipal, mit dem ich bis zu seinem Tod eng verbunden blieb. Er führte mich in die Seelsorge der Diasporastadt Schaffhausen ein. Das Hauptpensum eines Vikars war der Religionsunterricht. Mit dem Fahrrad, dem gebräuchlichsten Verkehrsmittel, begaben sich die Vikare in die verschiedenen Schulhäuser. Zuerst waren wir nur zwei Vikare, später kam noch ein dritter hinzu. Wir lebten im Pfarrhaus, wo jeder zwei Zimmer hatte. Beim gemeinsamen Essen tauschten wir unsere täglichen Erfahrungen aus.

Wie war es mit meiner Mitarbeit in der Redaktion der katholischen Zeitung? Es handelte sich um die „Schaffhauser Zeitung“, die täglich erschien und vom katholischen Presseverein finanziell getragen wurde. Ein österreichischer Geistlicher, Dr. Georg Jäger, hatte das Blatt während mehreren Jahren redigiert. Nun kehrte er in seine Heimat zurück, vorher sollte er mich in mein neues Amt einführen. Während einigen Tagen hatte er die laufende Post mir zum Studium übergeben. Dann gab er mir einige praktische Ratschläge, wie die Arbeiten täglich erledigt werden sollten.

Die eigentliche Amtsübergabe spielte sich in einfachster Form ab.



Dr. Jäger überreichte mir die Werkzeuge meiner täglichen journalistischen Arbeit mit den Worten: „Da haben Sie die Schere und den Leimtopf, und von jetzt an besorgen Sie die Zeitung selbst.“ Diese Einführung habe ich nie mehr vergessen. Sie besagte in lakonischer Kürze, was ich jeden Morgen zu tun hatte. Da mein Redaktionskollege in Neuhausen a. Rheinfl. wohnte, fiel es mir zu, aus den vielen Meldungen der Depeschenagenturen und der Kipa die wichtigsten Neuigkeiten aus Welt und Kirche herauszuschneiden und mit Leim auf ein Papier zu kleben. Ich brauchte sie nur zuletzt mit passenden Titeln zu versehen und in die Druckerei zu bringen. Das besorgte jeden Nachmittag unser „Zeitungsbus“. Die übrigen Arbeiten fielen meinem juristischen Kollegen zu. Das war drei Jahre lang mein journalistisches Tagewerk.

Am Sonntag fuhr ich morgens früh mit der badischen Bahn nach Thayngen. Dieser Grenzort war mir als Filiale anvertraut worden. Da fand ich nun echte Diaspora. Als Kirche diente ein ehemaliger Pferdestall, der im Innern in ein bescheidenes Gottesdienstlokal umgestaltet worden war. Während der Woche diente der Raum für den Religionsunterricht der ersten Klassen. Die Katholiken, die in Thayngen wohnten, waren sprachlich gemischt. So hatte ich einmal unter sieben Erstkommunikanten vier verschiedene Nationen: Schweizer, Deutsche, Italiener und Polen. An der Außenseite der Kapelle spielten gewöhnlich Italiener Boccia. Sie achteten aber darauf, daß sie es nicht taten, wenn in der Kapelle Gottesdienst war oder der Priester beichtete.

Einige Schritte unterhalb der Kapelle befand sich das Restaurant „Italia“. Es gehörte einem Italiener, dessen Töchterchen fleißig den Religionsunterricht besuchte. Wie oft hat mich der gute Mann mit seinem kleinen Lastwagen nach Schaffhausen zurückgebracht. Hinten war der Wagen vollgepfropft mit jungen Hühnern. Dabei pflegte er zu sagen: „Lasciano partire il parroco come un cane“ (sie lassen den Pfarrer wie einen Hund fortgehen). Die einstige Kapelle in Thayngen ist schon lange durch ein stattliches Gotteshaus und eine Wohnung für den Priester ersetzt worden.

Noch ein Ereignis muß ich aus meiner Schaffhauserzeit erwähnen, das meine Lehrjahre wesentlich mitgestaltet hat. Eines Tages erschien auf der Redaktionsstube der „Schaffhauser Zeitung“ an der Krummgasse ein Herr aus dem benachbarten Zollausschlußgebiet, der als Korrespondent über sein Dorf Lottstetten berichtete. Ich kam mit ihm ins Gespräch, da ich bald bemerkte, daß er einen anderen Beruf ausübte. Von ihm erfuhr ich, daß er sich früher intensiv mit Stimmbildung beschäftigt hatte. Wir wurden bald einig. Hans Heinz Gröbin erteilte mir nun jede Woche während mehreren Stunden Sprechunterricht. Daneben übten wir im Turm der Kirche oder später in einer Höhle oberhalb Neuhausen. Meine Stimme stärkte sich fortwährend und wurde tragfähig.

Im April 1933 wurde ich von Schaffhausen als Vikar an die St.-Klara-Kirche in Basel versetzt. Mein neuer Prinzipal hieß Pfarrer Franz von

Streng, der spätere Bischof. Die St.-Klara-Kirche ist eine ehemalige Klarissenkirche mit langgezogenem Schiff. Damals gab es noch keine Mikrofone auf den Kanzeln unserer Gotteshäuser. Es fiel auf, daß ich mich ohne Mühe mit meiner Stimme im großen Kirchenraum durchsetzen konnte. Pfarrer von Streng rühmte an seinem neuen Vikar, daß man ihn überall in der Kirche verstehe, wenn er auf der Kanzel spreche. Dank dieser Empfehlung durfte ich meinen einstigen Lehrer Gröbin zu einem Vortrag in eine Dekanatsversammlung in Basel einladen. Der Erfolg war, daß die Pfarrer v. Streng und Xavier v. Hornstein sowie weitere Geistliche sich zu einem Stimmbildungskurs anmeldeten. Als später Pfarrer v. Streng Bischof von Basel wurde, führte er den Stimmbildungskurs als obligatorisch im Ordinandenkurs in Solothurn ein. Mein einstiger Lehrer ist schon lange Jahre tot, doch danke ich ihm noch heute, daß er mir geholfen hat, mühelos auch in großen Räumen zu sprechen. Das hat mir besonders als Referent in vielen Kursen und Vorträgen, die ich halten durfte, große Dienste geleistet.

### Studienjahre in Rom

Am 12. Oktober 1933 kam ich zum ersten Mal nach Rom. Es war die erste Romfahrt meines Lebens. Sie führte mich direkt in das Priesterkolleg beim Campo Santo Teutonico bei St. Peter. Der bischöfliche Kanzler Gustav Lisibach meiner Heimatdiözese hatte mich dort rechtzeitig angemeldet. Dort sollte ich während meiner Studienjahre in der Ewigen Stadt eine geistige und religiöse Heimat finden. Noch heute danke ich Gott, daß ich beides im Schatten der Kuppel von St. Peter gefunden habe. Als nächstes Ziel sollte ich die Vorlesungen an der neugegründeten kirchengeschichtlichen Fakultät der Gregoriana besuchen, um dort als Abschluß meiner Studien in Kirchengeschichte zu promovieren.

Mein Zimmer im Campo Santo Teutonico befand sich im Seitentrakt oberhalb der Bibliothek. Dort lagen die einfachen Zimmer der Studenten. Rechts und links von mir wohnten Amerikaner. Während des ganzen Tages bis abends um 10 Uhr war es beinahe totenstill. Dann wurde es in den Zimmern meiner Nachbarn lebendig. Unmöglich konnte ich die notwendige Ruhe finden. So ging ich zur Schwester Oberin, um ihr mein Leid zu klagen. Sie schlug mir vor, das Zimmer auf dem Dach zu beziehen, in dem früher ein anderer Schweizer gehaust hatte. Dann ging ich zu Rektor Stoeckle, der ebenfalls mit dem Tausch einverstanden war.

So kam ich auf das Dach des Hauses und bewohnte fortan die sog. „Alphütte“. Der Schwester bin ich noch heute dankbar, daß sie mir zu dieser Residenz auf dem Dach des Campo Santo verholfen hat. Später habe ich sie noch einmal bei einem Besuch in Paderborn getroffen, als sie alt und krank geworden war.

Doch zurück zur „Alphütte“. Statt mit Schindeln wie in der Schweiz

war meine Alphütte in Rom mit Blech bedeckt. Am frühen Morgen krabbelten die Tauben nach Herzenslust darauf herum. Im Zimmer stand ein kleiner Ofen, den wir im Winter mit Holz heizen konnten, wenn es kalt war. Das kam aber nur vor, wenn ich nicht in der Bibliothek oder im Vatikanischen Archiv arbeitete. Diese Räume wurden durch Zentralheizung erwärmt.

Vor mir hatte der bekannte Papsthistoriker, Josef Schmidlin, dieses Zimmer bewohnt. Auf dem Bücherregal stand der in weißes Pergament gebundene erste Band seiner Papstgeschichte. Schmidlin war das Mißgeschick passiert, daß er nicht beachtete, daß diesem Band das ebenfalls gedruckte Register fehlte. Nichtsahnend eilte er in den Vatikan, um den Erstlingsband seines Werkes dem Papst zu überreichen. Pius XI. nahm den stattlichen Band in die Hände. Als ehemaliger Bibliothekar suchte er sofort am Schluß das Register. Da er es nicht fand, gab er das Buch dem Verfasser zurück. Zu dem verdutzten Autor bemerkte er lakonisch: „Un libro senza registro non è un libro.“ Diesen Band hatte ich nun jeden Tag als heilsame Mahnung für meine späteren Arbeiten vor Augen.

Im Campo Santo Teutonico fand ich unter den jüngeren Mitgliedern des Priesterkollegs gleichgesinnte Freunde. Am nächsten stand mir Eduard Stakemeier aus Paderborn, der spätere Leiter des Adam-Möhler-Instituts. Wir blieben durch Briefwechsel während des Krieges miteinander eng verbunden. Zweimal hat er mich in Luzern besucht. Es war wie ein Ahnen seines frühen Todes, als er mich anlässlich einer Tagung 1970 im Orthodoxen Zentrum in Genf-Chambésy in Luzern ein letztes Mal besuchte. Ein halbes Jahr später erlag Eduard Stakemeier am 31. Dezember 1970 in Würzburg einem Herzinfarkt, als er einer wissenschaftlichen Tagung beiwohnte. Der Tod dieses Freundes ging mir sehr nahe. Während unserer gemeinsam verlebten Jahre im Campo Santo Teutonico haben wir Freud und Leid miteinander geteilt.

Engen Kontakt hatte ich im Campo Santo auch mit Alphons Rohmann, der aus Hildesheim stammte. Er studierte Kirchenrecht an der Gregoriana und wurde später Dompfarrer in Hildesheim. Dort habe ich ihn anlässlich meiner Deutschlandreise 1947 besucht. Er erwiderte meinen Besuch, als er einige Jahre später mit einem Freund in die Schweiz kam. Als der durch den Krieg schwer beschädigte Dom 1960 wieder eingeweiht worden war, wurde Rohmann Vize-Offizial an der bischöflichen Kurie in Hildesheim. Dort befaßte er sich mit Eheprozessen. Nebenbei war er Mitglied des Generalvikariats-Rates. Er starb als erster unseres Trios schon nach wenigen Jahren. Gleichzeitig mit uns weilte auch Heinrich Bretzler aus Fulda im Campo Santo, ferner Dr. Joseph Steinberg, später Studentenpfarrer in Bonn.

Das Priesterkolleg des Campo Santo war seiner Tradition nach ein Mittelpunkt der kirchengeschichtlichen Forschung. Ihr bedeutendster Vertreter war in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts Hubert Jedin. Er nahm

sich meiner hilfreich an. Sobald er wußte, daß ich in Kirchengeschichte promovieren wollte, nahm er mich eines Morgens mit in die Vatikanische Bibliothek. Dort stellte er mich dem Vizepräfekt, dem späteren Kardinal Eugène Tisserant vor. Durch diesen erhielt ich die notwendige Tessera, um in der Vatikanischen Bibliothek zu arbeiten. Das gleiche geschah, als ich später im Vatikanischen Archiv arbeiten mußte. Jedin stellte mich dem Präfekt, Angelo Mercati vor, der mir die Tessera für das Archiv ausstellte. Unter welchen Schwierigkeiten Jedin sein Lebenswerk, die Geschichte des Konzils von Trient, während des Naziregimes in Rom schrieb, haben wir damals nur dunkel geahnt. Einzelheiten darüber erfuhren wir erst nach dessen Tod aus seinen Lebenserinnerungen. Jedin gab uns das Beispiel eines unermüdeten Arbeiters und Forschers. Jeden Morgen feierte er nach sechs Uhr die Kommunitätsmesse der Schwestern. Nachher begab er sich auf das Vatikanische Archiv, um dort bis zum Mittag und nachher bis zum späten Nachmittag zu arbeiten.

Von providentieller Bedeutung wurde mein Zusammentreffen mit dem Kirchenhistoriker Johannes Vincke, der aus Osnabrück stammte. Er weilte damals längere Zeit im Campo Santo Teutonico. Er war es, der mich anregte, als Thema meiner Dissertation „Das Bistum Basel zur Zeit der Avignonener Päpste“ zu wählen. Ich bereute es nie, daß ich seinem Rat folgte. Im Vatikanischen Archiv lagen die Hauptquellen, die Registerbände der Päpste jener Zeit. Ich brauchte sie nur auszubeuten. Es war ein besonderer Glücksfall, daß unser Priesterkolleg in nächster Nähe von Archiv und Bibliothek lag. Der Stundenplan der Kirchengeschichtlichen Fakultät der Gregoriana war so angelegt, daß die Vorlesungen erst am späten Nachmittag gehalten wurden. Der Vormittag blieb frei, um uns Gelegenheit zu bieten, in Archiven und Bibliotheken zu arbeiten. Gleichzeitig war ich „Hauskaplan“ bei den Mainzer-Schwestern in der Villa Mater Dei an den Mauern des Gianicolo. Dort feierte ich jeden Morgen die Kommunitätsmesse. Dann begab ich mich zum Campo Santo, um von dort auf dem kürzesten Weg um die Apsis der Peterskirche herum über den Belvedere-Hof zur Bibliothek und zum Archiv zu gelangen.

Während zwei Jahren war ich, um ein Wort Hugo Rahners zu gebrauchen, eine „Archivkatze“. Die Mühe lohnte sich. Die Ausbeute war groß. Während das Staaatsarchiv in Basel nur vier Originalbullen aus der Zeit Johannes XXII. (1316–1334) besitzt, lassen sich aus den vatikanischen Registern deren über 300 für das Bistum Basel nachweisen. Wegen der herrschenden Zentralisation der damaligen Zeit stand die päpstliche Kurie mit den einzelnen Bistümern in so reger Beziehung wie nie zuvor. Da findet sich sozusagen alles, angefangen von den Bischofsernennungen und den Besetzungen der Kanonikate bis zur Vergebung von einfachen Meßpfründen an Pfarrkirchen. Wegen der großen Fülle des Stoffes mußte ich mich auf drei Pontifikate beschränken: Johannes XXII. (1316–1334), Benediktus XII. (1334–1342) und Klemens VI. (1342–1352).

Freilich war das eine zeitraubende Arbeit. Das Regestenwerk Mollats, das ich vor mir hatte, besaß weder Namen- noch Sachregister. So mußte ich die über 50 000 Nummern des Werkes durchgehen und im Original nachprüfen, wenn das Regest zu knapp war. Besondere Freude machte es mir, die Supplikenregister aus der Zeit Klemens VI. Seite für Seite zu durchgehen. Dort sind die Bittsteller eingetragen, die sich für die Kleriker einsetzten, um vom Papst Pfründen für ihre Günstlinge zu erbitten. Durch das Studium dieser Originalregister verschaffte ich mir wertvolle Einzelheiten aus dem Leben und Treiben der damaligen Kleriker.

Das gesammelte Material war so groß, daß ich mich auf zwei Kapitel beschränken mußte: a) die Verwaltung und Leitung des Bistums durch die verschiedenen Organe der Diözesanregierung; b) der Einfluß der päpstlichen Kurie auf das Bistum. Diese beiden Kapitel überreichte ich als Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde im Frühjahr 1936. Freund Rohmann begleitete mich auf dem historischen Gang zur Kanzlei der Gregoriana.

Bevor der Doktorand in öffentlicher Sitzung vor den Professoren der Kirchengeschichtlichen Fakultät der Gregoriana und den geladenen Gästen seine These verteidigte, mußte er sich vor dem Kollegium der Professoren ausweisen, daß er imstande sei, eine öffentliche Vorlesung über einen Gegenstand der Kirchengeschichte zu halten. Das Thema, das mir P. Pedro Leturia, der damalige Dekan der Kirchengeschichtlichen Fakultät, eine Woche vorher gestellt hatte, lautete „Persönlichkeit und Werk Calvins“. Meine Aufgabe war es, in einem knapp umrissenen Referat das Wesentliche über den Genfer Reformator und dessen Bedeutung im Vergleich zu den anderen Reformatoren zu sagen. Ich erinnere mich noch gut, daß ich mich auf die zur Verfügung stehende Zeit beschränkt hatte. Als der Uhrzeiger auf das Ende tippte, mahnte mich der Dekan: „*Adhuc tria momenta*“; d. h. es bleiben noch drei Minuten zu einem abschließenden Urteil.

Die Probevorlesung war nach der damaligen Vorschrift lateinisch zu halten. Es wäre wohl leichter gewesen, dafür die deutsche Muttersprache zu gebrauchen. Auch P. Josef Grisar, einer meiner Lehrer, den ich sehr schätzte, rief selber einmal in einer Vorlesung aus, als er am Ende seines Lateins war: „*Haec materia satis interessans est, sed non possum loqui, prout volo*“ (dieses Thema ist interessant genug, doch kann ich nicht reden, wie ich will). In einem international zusammengesetzten Milieu, wie es die Kirchengeschichtliche Fakultät war, diente die lateinische Sprache als Mittel der gegenseitigen Verständigung. Auch hier gilt: Übung macht den Meister. Mein Ohr gewöhnte sich nach kurzer Zeit an das lateinische Idiom. Dazu kam, daß wir Professoren hatten, die ein flüssiges, leicht verständliches Latein sprachen. Ich betrachte es als positiven Gewinn, daß ich in Rom gelernt habe, fließend Lateinisch zu lesen und zu sprechen.

Meine „Defensio“ war auf Anfang April 1936 angesetzt worden. Ich bemühte mich, die Ergebnisse meiner Forschungen in einfachem Latein dar-

zulegen. Durch meine Arbeiten im Vatikanischen Archiv war ich mit meinem Thema so vertraut, daß es mir ein Leichtes war, die Fragen, die einige Professoren stellten, zu beantworten.

Mit den Ergebnissen meiner römischen Studienjahre durfte ich zufrieden sein. „Summa cum laude“ wurde ich zum Doktor in Kirchengeschichte promoviert. Das freute mich vor allem meiner Vorgesetzten in der Heimat wegen, die mir den Studienaufenthalt ermöglicht hatten.

Ich hatte erst einen kleinen Teil der Geschichte unseres Bistums zur Zeit der Avignonerpäpste behandelt. Gerne wäre ich bis zum Sommer 1936 in Rom geblieben, um im Vatikanischen Archiv weiter zu arbeiten. Ich hatte bereits begonnen, die Supplikenregister der folgenden Päpste auszubeuten, um die ganze Avignonerzeit behandeln zu können.

Diesen Wunschträumen machte ein Schreiben der Bischöflichen Kurie meiner Heimatdiözese ein jähes Ende, das mich nach Hause zurückrief. Noch im gleichen Monat verließ ich die Ewige Stadt und begab mich nach Luzern. Der Ordinarius für Kirchengeschichte an der dortigen Theologischen Fakultät, Can. und Erziehungsrat Wilhelm Schnyder, gedachte auf Ende des Studienjahres 1935/36 in den Ruhestand zu treten. Für die Neubesetzung des Lehrstuhles hatte der Bischof mich als seinen Kandidaten vorgesehen. Wahlbehörde ist bis heute die Regierung des Kantons Luzern, die auch für den Unterhalt der Theologischen Fakultät aufkommt.

Generalvikar Thomas Buholzer war mir wohlgesinnt. Seine Absicht war, mich zuerst an der Kirche St. Paul in Luzern für den Sommer 1936 als Vikar anzustellen. Dort sollte ich mich als „Hannibal ante portas“ in meinen zukünftigen Wirkungskreis einleben. So wurde ich ab Mai 1936 Pfarrhelfer zu St. Paul. Mein neuer Prinzipal, Pfarrer Dr. Karl Bossart, hatte selber ein Jahr am Campo Santo Teutonico in Rom verbracht. Er wurde mir bald ein väterlicher Freund. Scherzend bemerkte er später, ich hätte nur eine Gastrolle in seiner Pfarrei gespielt. Das half aber mit, daß ich auf den 1. Oktober 1936 als Professor an die Theologische Fakultät gewählt wurde.

Meine wissenschaftliche Erstlingsarbeit wurde in die von der Gregoriana herausgegebene Sammlung „Analecta Gregoriana, Sectio Facultatis Historiae Ecclesiasticae, B. Selectae Dissertationes“ aufgenommen. Meine Arbeit sollte als erste Dissertation in deutscher Sprache von der Kirchengeschichtlichen Fakultät der Gregoriana veröffentlicht werden. Diese freudige Nachricht überbrachte mir Dekan Pedro Leturia persönlich, als er mich im Sommer 1937 auf der Durchreise nach Deutschland in Luzern besuchte. Ich machte mich gleich an die Arbeit, die Provisionslisten für das Basler Domkapitel und die sieben Kollegiatskirchen zu erstellen, die im Anhang veröffentlicht wurden. Viel Mühe und Zeit verwandte ich darauf, am Schluß ein ausführliches Namens- und Ortsverzeichnis anzulegen. Es sollte eine Übersicht über die einzelnen Bischöfe, bischöfliche Beamte, Domkapitel, Kollegiatskirchen, Klöster und Diözesanklerus vermitteln. Den Druck

besorgte die Tipografia Poliglotta der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom.

So wurde zuletzt aus der Dissertation ein stattliches Buch von 370 Seiten. Kaum war es im Frühling 1939 erschienen, brach der Zweite Weltkrieg aus. Kein Wunder, daß mein Erstlingswerk auch ein Kriegsoffer wurde. Als die Hitlertruppen im Mai 1940 in Belgien und Holland einfielen, wurde auch die Druckerei der „Revue d'Histoire Ecclesiastique“ in Löwen bombardiert. Dabei verbrannte der Text der Besprechung, die Bundesarchivar Léon Kern über meine Dissertation geschrieben hatte. Ich erfuhr das von ihm selber, und einen Durchschlag seines Manuskripts besaß er leider nicht. So ist bis heute in jener Fachzeitschrift, die ich am meisten schätzte, die Besprechung unterblieben.

#### Auf der Suche nach neuen Wegen im kirchengeschichtlichen Unterricht

Die Drucklegung meiner Dissertation habe ich bis nach Erscheinen des Buches geschildert. Darum bin ich in meinem Lebensbericht den Ereignissen um einige Jahre vorausgeeilt. Als ich im Herbst 1936 meine Tätigkeit als Professor der Kirchengeschichte in Luzern begann, hatte ich ein großes Pensum zu bewältigen. Dieses umfaßte wöchentlich 4 Stunden Kirchengeschichte für den 1. und 2. Kurs gemeinsam. Dazu kam je Woche eine Stunde Bistumsgeschichte für den 4. Kurs. Es handelte sich um die Geschichte des 1828 reorganisierten Bistums Basel, zu dem der größte Teil des einstigen Bistums Konstanz auf Schweizer Boden gehörte. Ferner hatte ich im 3. Kurs eine Stunde Patristik zu erteilen. Fakultativ war für sämtliche vier Kurse eine Wochenstunde Christliche Archäologie. Das war ein umfangreiches Wochenprogramm, in das ich mich zuerst einleben mußte.

Von Anfang lag mir daran, möglichst viel aus den Vorlesungen herauszuholen. Das galt besonders für die Allgemeine Kirchengeschichte. Der gesamte kirchengeschichtliche Stoff war auf zwei Jahre verteilt. Darum wollte ich auch eine zusammenfassende Schau über das Ganze vermitteln. Wie sollte ich nun methodisch vorgehen? Wie ließ sich der riesige Stoff auf zwei Jahre verteilen? Statt der üblichen Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit, entschied ich mich für die Gruppierung in vier große Zeiträume. Das entspricht auch am besten dem Ablauf des kirchengeschichtlichen Geschehens.

Als ich im Herbst 1936 meine Lehrtätigkeit begann, war gerade der zweite Teil der Kirchengeschichte fällig. So begann ich mit dem Pontifikat Bonifaz VIII. (1294–1303) und der nachfolgenden Etappe der Avignoner Päpste. Vor jeder Unterrichtsstunde entwarf ich eine Skizze, worüber ich sprechen wollte. Diese Übersicht schrieb ich nachher selber auf die Tafel. Es lag mir daran, daß die Studenten mitarbeiteten. Darum hielt ich sie an,

die Skizzen von der Tafel abzuschreiben. Absichtlich ließ ich die Schemata nicht mechanisch vervielfältigen. Hellraum-Projektoren gab es damals noch nicht. Durch die persönliche Mitarbeit des Abschreibenden sollte sich jeder die Skizze genau einprägen, um dadurch den Zugang zum behandelten Stoff zu finden. Der Dozent selber wurde gezwungen, die Skizze seiner Vorlesungen immer wieder neu zu durchdenken, um die Übersicht möglichst klar und präzise zu fassen.

Auf diese Weise gelang es mir, für jede Vorlesung eine genau umrissene Skizze zu entwerfen. Das verlangte von mir eine große Selbstdisziplin. Ich mußte mich genau an den Plan halten und durfte nicht von ihm abweichen, so sehr es mich lockte, im Vortrag auf Einzelheiten einzugehen. So bekam ich, um es plastisch auszudrücken, im Laufe der Jahre den riesigen Stoff der Kirchengeschichte einigermaßen in den Griff. Jedes Studienjahr konnte ich nach dem vorgeschriebenen Programm abschließen, ohne Lücken zu hinterlassen. Um den Studenten zu helfen, von den Lehrbüchern unabhängiger zu werden, mußte jeder selber eine Übersicht über die einzelnen Zeiträume erstellen.

Das scheint auf den ersten Blick sehr schulmeisterlich zu klingen. Aber ohne das hätte ich mein Ziel nicht erreicht. Ich darf aber den damaligen Studenten das Lob spenden, daß sie fleißig mitgearbeitet haben. Nicht nur haben sie die Skizzen genau abgeschrieben, sondern sie erstellten daneben auch Tabellen als Einführung in die Kirchengeschichte. Bei den Semesterprüfungen brachten sie diese Tabellen mit. Mancher konnte damit seine Jahresnote aufbessern.

An etwas hatte ich nicht gedacht, als ich diese Skizzen entwarf. Ohne daß ich es wußte, hatte ein Student die Übersichten einem früheren Lehrer aus der Gymnasialzeit in die Hand gespielt, der an einer Missionsschule in Kirchengeschichte unterrichtete. Er fand die Skizzen als sehr geeignet auch für seinen Unterricht. Da er als Schriftsteller einen Namen hatte und um etliche Jahre älter war als ich, hielten ihn die Studenten für den geistigen Urheber der Schemata. Sie waren überrascht, als sie den wahren Sachverhalt erfuhren. Nach der aufgezeigten Methode dozierte ich während 34 Jahre Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät Luzern. Am 30. September 1970 schied ich aus dem Staatsdienst aus.

Außerdem unterrichtete ich in Kirchengeschichte nach den gleichen Grundsätzen an den Theologischen Kursen für katholische Laien. Diese Institution war 1956 als interdiözesane Vereinigung der deutschen Schweiz ins Leben gerufen worden. 27 Jahre lang wirkte ich dort als Dozent (1956–1983).

Hauptzweck des kirchengeschichtlichen Unterrichts bei den Theologen wie bei den Laien war für mich, nicht nur festzustellen, wie es war, sondern auch den Weg aufzuzeigen, den die Kirche in ihrem Gang durch die Jahrhunderte zurückgelegt hat. Mir lag nicht nur daran, die genaue Kenntnis der historischen Vergangenheit zu vermitteln, sondern die Hörer auch da-



zu zu führen, daß sie die Kirche trotz allem Menschlichen, das mit ihrem geschichtlichen Sein verbunden ist, als Stiftung Jesu Christi lieben lernten.

Ein schwieriger Auftrag:  
Lehrbuch der Kirchengeschichte für Mittelschulen

Kaum war ich ein gutes Jahr auf meiner Professur in Luzern, als in den Kantonen Aargau und Solothurn eine heftige Polemik um ein katholisches Religionsbuch für Sekundar- und Mittelschulen ausbrach. Worum ging es?

In der Schweizerischen Eidgenossenschaft ist jeder Kanton in Sachen des Unterrichts souverän. In mehreren Bezirksschulen (höhere Volksschulen) des Kantons Aargau wurde im katholischen Religionsunterricht das Lehrbuch von Pfarrer Johann Erni gebraucht. Es setzte sich aus drei Teilen zusammen: 1. Glaubens- und Sittenlehre, 2. Kirchenjahr, 3. Kirchengeschichte. Dieses Lehrbuch war 1936 in der 6. Auflage erschienen. Bisher war es von keiner Seite beanstandet worden. Es gehörte zu den offiziellen Lehrmitteln, die im Kanton Aargau durch den Staat subventioniert wurden. Das sollte bald anders werden.

Sozialistische Redner hatten in der Sitzung des aargauischen Großen Rates vom 13. Dezember 1937 vor allem den kirchengeschichtlichen Teil dieses Religionsbuches heftig angegriffen. Sie hielten dem Verfasser vor, er greife die reformierte Konfession an und besonders die Reformatoren Luther und Zwingli. Katholische Abgeordnete wiesen die Vorwürfe zurück. Doch das Lehrbuch fand keine Gnade. Es wurde von der Liste der subventionsberechtigten Lehrmittel gestrichen. Im benachbarten Kanton Solothurn ging man noch einen Schritt weiter. Das beanstandete Religionsbuch wurde am 29. März 1938 vom Regierungsrat an den Bezirksschulen und der Kantonsschule als „unzulässig“ erklärt.

Es kam nicht von ungefähr, daß der Streit in den Kantonen Aargau und Solothurn ausbrach. Beide hatten im Kulturkampf des letzten Jahrhunderts eine führende Rolle gespielt. So hört sich die Polemik um ein katholisches Religionslehrbuch wie eine verspätete Episode daraus an.

Was sollte nun geschehen, da ab 1938 im Religionsunterricht in den höheren Volksschulen ein katholisches Religionsbuch fehlte? Im aargauischen Großen Rat war in der erwähnten Sitzung vom 13. Dezember 1937 die Frage aufgeworfen worden, „ob es nicht möglich wäre, für die beiden Konfessionen ein gemeinsames Religionslehrbuch . . . herzustellen“. Aber nicht nur die Katholiken, sondern auch einsichtige Protestanten lehnten diesen Vorschlag ab. Da man in der Presse nach der Stellungnahme der schweizerischen Bischöfe rief, sah der zuständige Oberhirte der Diözese Basel, Bischof Franziskus von Streng, sich veranlaßt, der Öffentlichkeit eine Erklärung abzugeben. Er berief sich auf die in der Schweiz garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit, die es den Konfessionen erlaube, „in Kirche

und Religionsunterricht ihren Glaubensangehörigen den ganzen Inhalt ihrer Glaubenslehre zu verkündigen“. Da sich der Streit besonders um die Darstellung der Kirchengeschichte drehe, „bei dem die Schwierigkeiten eher zu Tage träten, halten wir auch hier mit vielen positiven Protestanten ein gemeinsames Buch fürs Unrichtige“. Damit war eine saubere Scheidung in der Frage der Lehrmittel vollzogen.

Im Aargau drängte man darauf, daß in kurzer Zeit ein Ersatz für das Lehrbuch von Pfarrer Erni geschaffen werde. Als ich vom Diözesanbischof mit dieser Aufgabe betraut wurde, war mir klar, daß mit etwas Übereilem der Sache nicht gedient sei. Trotz ungestümen Drängens von verschiedenen Seiten mußte ich mir die notwendige Zeit und Muße nehmen, die die Herstellung eines solchen Lehrmittels beanspruchte.

Es war mir ein besonderes Anliegen, daß das neue Lehrbuch dem Schüler ein lebendiges Bild vom Wirken der Kirche in der Vergangenheit vermitteln sollte. Eine trockene Aufzählung vieler geschichtlicher Daten würde ihr Ziel nicht erreichen. Aus dem Riesengebiet der Kirchengeschichte durften nur die wichtigsten Ereignisse und Persönlichkeiten ausgewählt werden, die für ihre Zeit von besonderer Bedeutung waren oder ihr ein eigenes Gepräge gaben.

Wie sollte ich nun vorgehen? Auch für die Stufe der Mittelschule hielt ich an der Einteilung in vier große Zeiträume fest. Der Schauplatz des geschichtlichen Handelns sollte dem Schüler in möglichst einfacher Form verständlich gemacht werden. Zu diesem Zweck wurden 16 Kartendarstellungen unter meiner Leitung ausgeführt. Ein in der Schweiz bekannter Kunstmaler, August Frey, zeichnete Charakterköpfe führender Persönlichkeiten: Heilige, Ordensgründer, Päpste, aber auch Kaiser, Reformatoren, Feldherren usw. durften nicht fehlen. Der Verlag gab sich alle Mühe, das neue Lehrmittel reich zu bebildern und es praktisch gut zu gestalten.

Der Text durfte nicht überlastet werden. Darum wurden Groß- und Kleindruck verwendet. Der Großdruck enthielt den Lehrstoff; im Kleindruck war der erklärende Text untergebracht. Den einzelnen Zeitabschnitten wurden kurze Lebensbilder von Heiligen und großen Persönlichkeiten beigegeben, angefangen von Ambrosius bis Don Bosco. Die einzelnen Kapitel des Manuskripts wurden durch mehrere Lektoren geprüft. Immer wieder wurde die Feile angesetzt, bis die passende Form gefunden war. Diese Kleinarbeit vollzog sich hinter den Kulissen der Öffentlichkeit.

Zwischen dem Bischöflichen Ordinariat und dem Erziehungsrat des Kantons Aargau war vereinbart worden, daß die neue Kirchengeschichte im Probesatz der Lehrmittelkommission für die aargauischen Bezirksschulen vorgelegt werde. Die Durchsicht erstreckte sich auf die Frage, ob das Lehrmittel nichts Verletzendes gegen die andern Konfessionen enthalte und ob es in allen Teilen der historischen Wahrheit entspreche. Am 13. September 1941 erhielt ich folgenden Entscheid des aargauischen Erziehungsrates: „Der Stil des Buches gefällt. Es ist einfach geschrieben und klar im

Aufbau (. . .) Das Buch zeigt gründliche Geschichtskennntnis und eine konziliante Auffassung des Verfassers. Es erfüllt die Forderungen, die an ein staatlich subventioniertes Lehrmittel gestellt werden.“

Auf dem gleichen Protokollauszug des Erziehungsrates waren aber auch einzelne Änderungswünsche der Kommission vermerkt. Wie ich erwartete, bezogen sich diese auf die Ehen der Reformatoren. Sie seien hier im Wortlaut angeführt: „Luther nahm die aus dem Kloster entwichene Nonne, Katharina Bora, zur Frau“ (. . .) – „Er (Zwingli) lebte seit 1522 in geheimer Ehe und feierte 1524 öffentlich Hochzeit.“ Der Titel, den ich für den folgenden Abschnitt gewählt hatte, „Die wahre Erneuerung der Kirche“, wurde beanstandet. Mein Bischof schlug mir vor, „entwichene“ Nonne durch „ausgetretene“ und „wahre Erneuerung“ durch „segensreiche“ zu ersetzen. Aber ich konnte das vor meinem historischen Gewissen nicht verantworten. So blieb es bei der Fassung, die den geschichtlichen Tatsachen entsprach.

Im ganzen durften wir mit dem Erreichten zufrieden sein. Man hatte den Katholiken zugestanden, das im reformierten Religionsunterricht verwendete Lehrmittel an verschiedenen Stellen, die den historischen Tatsachen nicht entsprachen, zu korrigieren. Ein großes Verdienst kommt einem katholischen Laien zu. Es war Dr. Otto Mittler, der als Rektor der Bezirksschule in Baden wirkte. Er hätte das Zeug zu einem Universitätsprofessor gehabt. Aber er blieb zeit seines Lebens in seiner Vaterstadt Baden. Dort besaß er als guter Historiker auch bei den Reformierten ein großes Ansehen. Er war es, der in manchen strittigen Fragen vermittelte.

Mitten im Krieg (1941) konnte das neue Lehrbuch erscheinen; es wurde von den Religionslehrern sehr gut aufgenommen. Nach zwei Jahrzehnten, als die 7. Auflage erschien (1961), durfte ich im Vorwort gestehen, daß sich das Lehrbuch methodisch und inhaltlich bewährte, so daß der Grundplan unverändert geblieben ist. Wir erreichten 1970 die 11. Auflage. Dann trat ein Stillstand ein. Die Kirchengeschichte wurde in der nachkonziliaren Ära auf dem Lehrplan des Religionsunterrichtes an Sekundar- und Mittelschulen stillschweigend gestrichen. Mir war, als ob die einst so begehrte Kirchengeschichte auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden wäre. So ist es bis heute geblieben. Wann kommt wieder eine Zeit, die sich um die Geschichte der Kirche mehr interessiert als heute?

„Verirrungen der Kirche“ und meine Mitarbeit mit Friedrich Dessauer

Ende 1942 erschien im Verlag Hans Huber in Bern ein Buch, das von sich reden machte. Es trug den Titel „Weltbild eines Naturforschers. Mein Bekenntnis“. Sein Verfasser war Arnold Heim, bekannt durch große Forschungsreisen, die ihn als Experten für geotechnische und Kolonisationsfragen in alle Erdteile führte und ihm ein reiches Wissen verschafften.

Die erste Auflage des Buches war schon nach drei Monaten vergriffen. Die zweite erschien, ohne größere Veränderung vorzunehmen. Nach einer Statistik der Basler Mustermesse gehörte dieses „Bekenntnisbuch“ zu den meist gelesenen Büchern des Jahres 1943. Der Schweizer Geologe Albert Heim, der Vater des Verfassers, war Freigeist gewesen. Arnold Heim teilte ganz dessen Weltanschauung. Auf seinen Forschungsreisen hatte er wiederholt die Gastfreundschaft katholischer Missionare genossen. In seinem „Weltbild“ lehnte er den christlichen Missionsgedanken scharf ab. So konnte es auch nicht verwundern, daß er in seinem „Weltbild“ neben Forschungsberichten und wertvollen Erfahrungen auch ein Kapitel mit Vorwürfen und Anklagen gegen die Kirche veröffentlichte, dem er den Titel gab „Verirrungen der Kirche“.

Mich beschäftigte vor allem die Frage, woher Heim sein Material gegen die Kirche geschöpft hatte und auf welche Gewährsmänner er sich stützte. Werke seriöser Historiker fand ich weder im Literaturverzeichnis, noch waren sie in den Anmerkungen zu finden. Dafür waren Schriften verzeichnet, die wegen ihrer atheistischen Tendenzen in öffentlichen Bibliotheken nicht zu finden waren. Gerade die massiven Angriffe auf das Christentum und die katholische Kirche verhalfen Heim zum großen Bucherfolg. Das Material hatte er aus zwei Tendenzschriften geschöpft. Die erste stammte vom Modernisten Thaddäus Engert und hieß „Die Sünden der Päpste im Spiegel der Geschichte“ (Leipzig 1910). Sie ist heute völlig vergessen. Die zweite war der berühmte „Pfaffenspiegel“, dessen 43. Auflage Heim benützte. Er hatte sich die Dinge leichter gemacht, als ich es bei der Beschaffung der Materialien hatte. Erst später erfuhr ich, daß ein freigeistiger Gesinnungsfreund seine ausgesuchte Privatbibliothek Heim zur Verfügung gestellt hatte.

So veröffentlichte ich in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ Jahrgang 1943, Nrn. 7–12, eine Artikelreihe. Ich gab ihr den Titel „Verirrungen der Kirche oder Entgleisungen eines Naturforschers“. Anhand von konkreten Beispielen war es nicht schwer, herauszufinden, daß Heim vor allem den „Pfaffenspiegel“ als Quelle für sein Kapitel „Verirrungen der Kirche“ benützt hatte.

Meine Artikel wurden fleißig gelesen und diskutiert. Ihr Zweck war, vor allem die Geistlichen aufzuklären, mit welcher primitiven Waffe die Kirche angegriffen wurde. Die Lektüre des Bekenntnisbuches von Heim bestärkte den Ethnologen Wilhelm Koppers SVD in seinem Vorhaben, Fachleute für eine gemeinsame Schrift gegen Heims Buch zu gewinnen. Koppers, früher Ordinarius für Ethnologie an der Wiener Universität, war damals Direktor des Institutes Anthropos in Posieux bei Freiburg, Schw. Längere Perioden seines Lebens hatte er unter primitiven Völkern in Indien und Feuerland zugebracht. So konnte er mit Martin Gusinde SVD als erste und letzte Europäer im März 1922 an einer Jugendweihe teilnehmen und den Hochgottglauben der Yamana entdecken. Sein Artikel sollte der erste

Beitrag des geplanten Buches gegen Heim sein. Koppers gelang es auch, den Missions-Wissenschaftler Laurenz Kilger OSB, der einst als Professor an der Universität „de Propaganda Fide“ in Rom gewirkt hatte, für einen Beitrag aus seinem Fachgebiet zu gewinnen. Mir fiel die Aufgabe zu, die Artikelreihe, die in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ erschienen war, zu einem eigenen Teil „Verirrungen der Kirche“ mit entsprechenden Kapiteln umzuarbeiten.

Wer sollte nun das katholische Bekenntnisbuch herausgeben? Zuerst dachten wir an den Freiburger Professor Josef Kälin. Doch er war bereits durch einen Artikel aus seinem Forschungsgebiet für die „Schweizerische Rundschau“ ausgelastet. An dessen Stelle konnte Friedrich Dessauer für den Plan eines Gemeinschaftswerkes gewonnen werden. Er war der Begründer der Tiefentherapie mit Röntgenstrahlen. Sein Gesicht war gekennzeichnet durch viele Narben, die ihn als Opfer seines Berufes auswiesen. Er war der Senior unseres Viererkollegiums. Ihm fiel es zu, die Einleitung und den Schluß unseres Bekenntnisbuches zu schreiben.

Es war ein großes Glück, daß wir im Verlag Otto Walter AG in Olten einen dynamischen Verlag fanden, der in Dr. Josef Rast einen aufgeschlossenen Verlagsleiter an der Spitze hatte. Ohne weitere Zeit zu verlieren, erklärte sich der Verlag bereit, das Gemeinschaftswerk zu drucken und zu verbreiten. Bereits Ende Oktober 1944 erschien die 1. Auflage von „Wissen und Bekenntnis“. Sie kamen in der Höhe von 3000 Exemplaren heraus. Unser Buch wurde von vielen mit Begeisterung aufgenommen. Das ermunterte den Verlag, sofort die 2. Auflage in Angriff zu nehmen.

Der kirchengeschichtliche Teil, der mir zufiel, war der schwierigste und auch am meisten der Kritik ausgesetzt. Meine Aufgabe war es, dunkle Seiten der Kirchengeschichte zu behandeln. Diese und nicht die Lichtseiten waren von Heim und anderen Gegnern aufgegriffen worden. In diesem Rückblick führe ich einzig die wichtigsten Kapitel meines Teiles an: Dunkles Mittelalter – Anklagen gegen die Päpste des Mittelalters – Waren die Kreuzzüge Ausdruck des religiösen Wahnsinns? – Die Judenverfolgungen im Mittelalter – Kirche und Inquisition – Kirche und Hexenwahn – Das Papsttum zur Zeit der Renaissance – Erniedrigung des Papsttums durch Alexander VI. – .

In jenen Kapiteln war von Menschlichem und allzu menschlichen Dingen die Rede, die in der Vergangenheit geschehen sind. Sie durften in unserem Buch nicht beschönigt oder gar verschwiegen, sondern mußten in aller Offenheit dargelegt werden. Es war mir aber auch klar, daß ich in meinen Ausführungen von Heim unabhängiger werden mußte. „Heim war Konjunktur: Wissen und Bekenntnis muß dauernder Besitz werden“, schrieb mir Dessauer, als wir an die Bearbeitung der zweiten Auflage gingen.

Heim hatte im Vorwort zur 3. Auflage seines Werkes (Bern 1944) beteuert: „Ich habe mich bemüht, manches zu verbessern und Härten gegen die Kirche zu beseitigen, wo sie in der Verallgemeinerung einen ungerech-

ten Eindruck erweckten. So habe ich Corvin und Engert ausgeschaltet.“ Mich bedrückte es sehr, als ich feststellen mußte, daß Heim die Schmähchriften von Engert und Corvin auch in der 3. Auflage seines Buches an verschiedenen Stellen beinahe wörtlich übernommen hatte. Dieses Zweispältige an Heims Charakter ist mir bis heute ein Rätsel geblieben.

Wie war ich erstaunt, als ich eines Tages, während meine Artikelreihe in der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ lief, von Heims Gattin den Dank für die aufklärenden Artikel gegen ihren Gatten erhielt. Sie war praktizierende Katholikin und lebte mit ihren beiden Söhnen in Einsiedeln. Auch diese waren katholisch und studierten als Externe an der Stiftsschule im Kloster, um sich auf die Matura vorzubereiten. Der Freigeist Heim war übrigens über die Einsiedler Patres, die seine Söhne erzogen haben, „voll Begeisterung und Dankbarkeit“, schrieb mir später Dessauer über eine Aussprache, die er mit dem Freigeist Arnold Heim hatte.

Heims „Bekenntnisbuch“ zeigte mir aber auch, wie gefährlich Corvins „Pfaffenspiegel“ noch heute für junge Menschen sein kann. Von einigen Studenten, die während des Militärdienstes längere Zeit in Sanatorien verbracht hatten, erfuhr ich, daß der „Pfaffenspiegel“ unter den Patienten von Hand zu Hand ging. Ich forderte die Studenten auf, diese Literatur ohne weiteres zu konfiszieren. Sie waren gerne dazu bereit. Prompt lieferten sie mir die erbeuteten „Pfaffenspiegel“ und ähnliche Literatur ab. Noch heute verwahre ich sie in einem „Giftschrank“ meiner Bibliothek, damit sie nicht in unberufene Hände fallen.

Die Drucklegung der 2. Auflage verzögerte sich, weil ich den kirchengeschichtlichen Teil vollständig umarbeitete und beträchtlich erweiterte. Die Polemik mit Heim, soweit sie notwendig war, habe ich in die Anmerkungen verlegt. Nach dem vielen Düsteren und dem harten Kapitel über Alexander VI. durfte ich in den letzten Kapiteln auch von den Lichtseiten und den Verdiensten der Päpste ein Wort sagen. Ich tat es, indem ich wenigstens kurz auf die Päpste als Verteidiger der Kirchenfreiheit und ihre Friedenstätigkeit hinwies. Ich schloß meinen Teil mit einem gläubigen Bekenntnis zur Kirche, die im Laufe der Geschichte immer wieder neu gestärkt und wie verjüngt aus den Stürmen der Zeit hervorging.

Anfangs September 1946 erschien die 2. Auflage von „Wissen und Bekenntnis“. Ein Jahr zuvor war der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen. Ganze Länder lagen noch in Trümmer und Asche. Dessauer hatte in seinem Schlußwort die Hoffnung ausgesprochen, daß der Freidenker Heim uns Christen besser verstehen möge. Er hoffte immer, durch eine persönliche Aussprache mit ihm Erfolg zu haben. Er schrieb mir: „Heim leidet unter dem Bösen, das er sieht. Er will das Gute.“ Darum hoffte Dessauer, ihn soweit zu bringen, die Angriffe auf die Kirche in der neuen Auflage seines „Weltbildes“ wegzulassen. Eine günstige Gelegenheit bot sich, als Heim nach seiner Rückkehr aus Südamerika Dessauer in Freiburg/Schw. aufsuchte. Die Aussprache dauerte mehrere Stunden. Beide einigten sich da-

hin, daß wir vier Autoren zu einer gemeinsamen Aussprache in Freiburg zusammenkommen sollten. Nach gründlicher Überlegung sagte ich ab. Es widerstand mir, mit einem Mann zusammenzukommen, der sein Wort gebrochen hatte, die beiden Schmähschriften von Corvin und Engert in der 3. Auflage seines Buches nicht mehr zu verwenden. Koppers, der damals wieder in Wien weilte, billigte meinen Standpunkt. Er schrieb mir am 2. 1. 1949: „Wer irgendwie guten Willens ist, wird mit unserem Buch zufrieden sein. Und aus wissenschaftlichen Gründen kann man nicht mit Heim in die Arena steigen.“

Heims „Weltbild eines Naturforschers“ und unser Gemeinschaftswerk „Wissen und Bekenntnis“ hatten das Gute, daß sie die katholische Öffentlichkeit aufrüttelten. Ich konnte das selber feststellen, als ich an verschiedenen Orten zu Vorträgen über „Verirrungen der Kirche“ eingeladen wurde. So sprach ich in Vortragsreihen in den Städten Aarau, Basel, Olten, Zürich und Luzern. Wie oft mußte ich an solchen Vortragsabenden vernehmen: „Hätte man uns das nur früher gesagt, statt die Dinge zu verschweigen oder zu beschönigen.“ Ich erinnerte dabei an die Worte des weitsichtigen Papstes Leo XIII., als man ihn davon abhalten wollte, das Vatikanische Archiv für die geschichtliche Forschung zu öffnen: „Die Kirche hat die Veröffentlichung der Dokumente nicht zu fürchten.“

#### Chorherr zu St. Leodegar

Als ich den Lehrstuhl für Kirchengeschichte in Luzern im Herbst 1936 übernahm, war gerade ein altes Kaplanenhaus beim Marienbrunnen am Aufstieg zur Hofkirche frei. So brauchte ich nicht lange eine geeignete Wohnung zu suchen. Ich betrachtete es als ein Geschenk des Himmels, daß ich meine betagten Eltern zu mir nehmen und ihren Lebensabend verschönern durfte. Meine Mutter litt an der sog. Parkinsonschen Krankheit. In den letzten Lebensjahren war sie froh, daß sie in nächster Nähe einer Kirche wohnen konnte.

Wie schon in Rom machte ich auch in Luzern zuerst den Hauskaplan bei den „Kleinen Schwestern der Armen“. Es war die einzige Niederlassung dieser französischen Schwestern in der Schweiz, die sich in Luzern befand. Rund 100 alte Leute lebten in diesem Altersheim. Die Schwestern waren mit wenigen Ausnahmen französischer Nationalität. Durch sie blieb ich auch mit der französischen Sprache und Kultur verbunden.

Als Professor an der Theologischen Fakultät gehörte ich zum sog. Kollegium Xaverianum. Diese Verbindung reicht in das 18. Jahrhundert zurück. Als der Jesuitenorden 1773 aufgehoben wurde, übernahm der Staat Luzern die höhere Lehranstalt. Als Nachfolger der Jesuiten besorgten fortan die Professoren der höheren Lehranstalten den Gottesdienst an der Kirche zu St. Xaver. Diese gehört noch heute zu den populärsten Kirchen der

Stadt. Das Gotteshaus, das unlängst renoviert wurde, ist eine der schönsten Barockkirchen der Schweiz.

Mit der Seelsorge blieb ich in enger Tuchfühlung. Wenn ich vom Gottesdienst in der Jesuitenkirche dispensiert war, half ich auswärts in der Seelsorge aus. So erinnere ich mich, in den ersten Jahren einmal an Weihnachten in Ramsen, an der deutsch-schweizerischen Grenze ausgeholfen zu haben. Dort wirkte ein einstiger Vikar von Schaffhausen als Pfarrer. Am Vortag von 13 Uhr bis kurz vor Mitternacht saß ich, mit Ausnahme der Essenszeiten, ununterbrochen im Beichtstuhl, ebenso am folgenden Morgen und Nachmittag wieder nach der Vesper bis abends. Beinahe alle Bewohner des Bauerndorfes kamen zur Beichte. Heute hört sich das beinahe wie ein Märchen an. Könnte ich es nicht aus eigenem Erleben bezeugen, würde ich kaum Glauben finden.

Am 17. 4. 1946 wurde meine Mutter von ihren langen Leiden durch den Tod erlöst. Sie war eine tapfere Frau. Ihre Seelengröße zeigte sich nie schöner als in jenem Jahr, da ich zum Studium nach Rom zog. Am 24. 7. 1936 starb mein jüngster Bruder Josef, der ebenfalls Priester werden wollte, an den Folgen eines Unfalles im Alter von 16 Jahren. Er war Student im Institut Bethlehem in Immensee und wollte später Missionar werden. Mein Vater überlebte die Mutter um ein Jahrzehnt. Er hat mir viele wertvolle Dienste geleistet, bis Gott ihn am 15. 9. 1956 zu sich gerufen hat.

Beim Tode meines Vaters war ich bereits seit 1950 Chorherr zu St. Leodegar. Fortan gehörte ich zum Stiftskapitel, das 10 Kanoniker zählt. Es war keine „Sinécure“, zu der ich erkoren wurde. Damals war ich der jüngste Kapitular und wurde gleich zum Sekretär des Stiftes gewählt. Als solcher hatte ich die Protokolle der Kapitelsversammlungen zu schreiben. Diese allein füllen einen dicken Band, der bis in die letzten Jahre reicht.

Mein Nachbar, Prälat Viktor von Ernst, starb 1952. Kraft des Optionsrechtes bezog ich den von ihm bewohnten Chorhof, den Propst Peyer im Hof am Ende des 17. Jahrhunderts erbaut hatte. Über dem Eingang steht die Jahreszahl 1694. Es ist ein stattlicher Barockbau. Vor einigen Jahren wurde er renoviert und prangt wieder in alter Schönheit. Auf der Vorderseite steht die Inschrift „Gloriae Dei et Patriae bono“ (Der Ehre Gottes und dem Wohl des Vaterlandes geweiht). Das Haus wird gekrönt durch ein barockes Dach, das zwei Stockwerke füllt. In diesen Räumen konnte ich meine große Bibliothek samt den vielen Zeitschriften bis in den Estrich hinauf unterbringen.

Hubert Jedin, der mich 1952 besuchte, mahnte mich zum Abschied: „Danken Sie Gott, daß Sie ein solches Haus zur Verfügung haben!“ Er wies auf das Beispiel Merkles hin, der ebenfalls eine vielen Bücher und Zeitschriften in einem alten Haus untergebracht hatte.

Unsere vornehmste Aufgabe ist jedoch die Liturgie. Jeden Morgen feiern wir in der Frühe das Konventamt, bei dem die Chorherren konzelebrieren. Das Chorgebet verrichten wir morgens und abends in lateinischer



Sprache. Diese beiden Oasen geben unserm übrigen Tagewerk in der Hast unserer Gegenwart den inneren Halt.

#### Im Redaktionsstab der „Schweizerischen Kirchenzeitung“

Die „Schweizerische Kirchenzeitung“ (SKZ) war das erste katholische Blatt der Schweiz. Sie wurde von Schülern des auch für die Schweiz bedeutsamen Bischofs Michael Sailer 1832 ins Leben gerufen. Die Julirevolution von 1831 hatte auch für unser Land die Pressefreiheit proklamiert. Die SKZ hatte keinerlei offiziellen Charakter. Doch scharten sich die kirchlich gesinnten Kreise unseres Landes rasch um dieses Blatt.

Der ersten Blütezeit machte der unglückliche Ausgang des Sonderbundskrieges 1847 ein jähes Ende. Ein Jahr später kam die SKZ wieder heraus, diesmal in Solothurn, der Residenz des Bischofs von Basel. Als ihr Redaktor, der betagte Professor Hänggi, 1855 zurücktrat, wollte kein Geistlicher die Redaktion übernehmen. Da sprang ein Laie in die Lücke: Theodor Scherer-Boccard. Er übernahm 1855 die Redaktion. Der neue Redaktor stammte aus einer begüterten Solothurner Familie. Er wurde der Retter des Blattes. Als begabter Journalist baute er die SKZ zu einem kirchlichen Nachrichtenblatt aus. Nicht nur das finanzielle Risiko des Blattes übernahm er, sondern kam auch für die Honorierung der geistlichen Mitredaktoren auf. Durch sein Memorial vom Juni 1862 veranlaßte er die Bischöfe, sich erstmals mit dem Schicksal der SKZ zu befassen. Sie taten es, indem sie die Katholiken aufriefen, die SKZ als ihr Organ zu betrachten. Das Blatt ging 1881 an ein Konsortium von Weltgeistlichen über.

Noch immer fehlte die materielle Grundlage. Dies wurde erst dadurch gesichert, daß Bischof Leonhard Haas die SKZ 1891 zum offiziellen Organ des Bistums Basel für die Veröffentlichung der amtlichen Mitteilungen erklärte. Gleichzeitig verpflichtete er die Pfarrer, das Blatt zu abonnieren. Dieser weitsichtige Oberhirte tat noch ein Zweites: er bestimmte auch das geistige Antlitz der SKZ, indem er den mit ihm befreundeten Professor Albert Meyenberg zum Redaktor des Blattes ernannte. So kehrte die SKZ mit dem Jahr 1900 nach Luzern zurück. Seitdem blieb sie mit der dortigen Theologischen Fakultät verbunden. Aus ihrem Professorenstab ernannte fortan der Bischof die Redaktoren. Ihrem geschichtlichen Werden nach ist die SKZ nicht eine Kirchenzeitung deutscher Prägung, die sich an alle Katholiken einer Diözese richtet. Bei uns ist sie das Organ der Geistlichen und befaßt sich mit Fragen der Theologie und Seelsorge. Sie wird aber auch von vielen Laien gelesen.

Aus verschiedenen Gründen kam es am Beginn des Jahres 1954 zu einem Wechsel in der Redaktion der SKZ. Bischof Franziskus von Streng betraute ein Dreierkollegium aus dem Professorenstab der Theologischen Fakultät Luzern mit der Redaktion der SKZ. Mir als dem Ältesten wurde die

Regie übertragen, d. h. die Abschlußredaktion und der Verkehr mit der Druckerei der Firma Raeber, dem Verleger und Eigentümer des Blattes.

Waren wir zuerst in der Redaktion ein Dreierkollegium, so verminderte sich nach vier Jahren der Redaktionsstab um ein Mitglied; dann zog sich der zweite zurück. Zuletzt betreute ich im „Einmann-Betrieb“ die Schriftleitung (1964–67). Alle Versuche, einen geeigneten Geistlichen als Mitredaktor zu gewinnen, schlugen fehl. Ich konnte und wollte das Amt nicht wegwerfen. So harrete ich auf meinem Posten aus.

Es waren die kritischen Jahre nach dem Konzil. Auch bei uns begannen die Geister sich zu scheiden. Die traditionelle Richtung unseres Blattes, die nicht nur neuen Theologen, sondern auch Vertretern der traditionellen Richtung die Spalten öffnete, gefiel nicht allen. Von den Zuschriften, die ich aus jenen Jahren aufbewahrt habe, führe ich einzig die eines Theologiestudenten an. Er schrieb mir am 11. 8. 1967: (. . .) „Die SKZ beweist mit jeder Nummer, daß sie die Zeichen der Zeit nicht begriffen hat. Ich bitte Sie deshalb, Ihr Amt als SKZ-Redaktor dem neuen Bischof zur Verfügung zu stellen. In dieser Hoffnung grüßt Sie“ (. . .).

Hatten wir wirklich die Zeichen der Zeit verpaßt, wie dieser Leser vorwurfsvoll schrieb? Damals hatten sich die drei deutschsprachigen Bistümer Basel, Chur und St. Gallen zusammengeschlossen, um die SKZ als ihr kirchliches Organ herauszugeben. Die nachkonziliare Entwicklung in unserem Land drängte zu diesem Schritt. Die SKZ, die bisher das amtliche Organ des Bistums Basel gewesen war, brachte die besten Voraussetzungen für den Zusammenschluß mit. Was seit der Gründung der SKZ 1832 nie erreicht worden war, gelang in den Jahren nach dem Zweiten Vatikanum. Unserem Blatt bot sich eine ungeahnte Chance, ich konnte darum den Zusammenschluß nur befürworten.

Auf den 27. 7. 1967 waren die Delegierten der drei erwähnten Bistümer zu einer ersten orientierenden Sitzung im Generalvikariat in Zürich eingeladen worden. Regens Alois Sustar, der spätere Erzbischof von Ljubljana, leitete die Verhandlungen. Kaum hatten diese begonnen, ereignete sich ein dramatischer Zwischenfall. Bischof Franziskus von Streng, der verhindert war, der Sitzung persönlich beizuwohnen, hatte einen Domherrn als seinen Vertreter delegiert. Dieser erklärte, der Bischof sei grundsätzlich mit dem Zusammenschluß einverstanden. Er sei aber nicht bereit, auf die ihm an der SKZ zustehenden Rechte zu verzichten. Generalvikar Alfred Theobaldi, in dessen Amtsräumen wir tagten, hatte als erster Redner kurz vorher dafür plädiert, der Plan des Zusammenschlusses beruhe auf dem Grundsatz der Parität. So brauste er heftig auf: „Wenn es so tönt, hat es keinen Wert, weiter zu verhandeln.“ Die Lage war kritisch. Ich kannte die Gesinnung des Bischofs und vermutete, er sei zu wenig orientiert worden. So anerbote ich mich, das Versäumte nachzuholen. Darauf gingen die Verhandlungen weiter. Wir einigten uns über verschiedene Fragen der Redaktion. Es gelang mir, die Bedenken des zögernden Bischofs zu zerstreuen und ihn für den

Plan des Zusammenschlusses der drei Bistümer zu gewinnen. Als er wußte, daß ich den Plan vollständig billigte, war auch er einverstanden. An der zweiten Sitzung des gleichen Gremiums vom 14. 9. 1967 nahm er persönlich teil.

Der Zusammenschluß der drei Bistümer hatte die Erweiterung des Redaktionsstabs zur Folge. Jedes Bistum stellte einen Redaktor, der vom zuständigen Bischof ernannt wurde. Mir wurde das Amt des Hauptredaktors übertragen. Später kamen noch die deutschsprachigen Teile von Freiburg und des Wallis hinzu. Sie waren aber nicht in der Redaktion vertreten. Neben dem Redaktionskollegium war auch eine Redaktionskommission vorgesehen. Jede Diözese war durch drei Delegierte vertreten. In diese Kommission sollten Fachleute aus den verschiedenen Sparten (Dogmatik, Moral, Bibelwissenschaft) berufen werden. Auch die Orden sollten darin Platz finden.

Bevor die Erweiterung der SKZ bekannt gegeben wurde, trat ein wichtiges innerkirchliches Ereignis ein, das ich hier erwähnen muß. Bischof Franziskus von Streng hatte am 24. 1. 1967 sein 30jähriges Amtsjubiläum gefeiert. Noch am gleichen Tag gab er seine Absicht bekannt, als Oberhirte des Bistums zurückzutreten. Zu dessen Nachfolger erkor das Domkapitel am 4. 12. 1967 Prof. Dr. Anton Hänggi, Ordinarius des Lehrstuhles für Liturgiewissenschaft an der Universität Freiburg i/UE. . Ich konnte den neuen Oberhirten in der letzten Nummer des Jahrganges 1967 den Lesern vorstellen. Während zwei Jahren war er in Luzern mein Schüler gewesen. Am 11. 2. 1968 wurde er durch seinen Vorgänger in der Kathedrale zu Solothurn zum Bischof geweiht.

Zu Beginn des Jahres 1968 erschien die neugestaltete SKZ. Fortan stand ich nicht mehr im „Einmann-Betrieb“, sondern hatte zwei Mitredaktoren zur Seite. Wir drei versahen unsern Posten „nebenamtlich“. Von Anfang an war ich bestrebt, ein kollegiales und freundschaftliches Verhältnis zu meinen engsten Mitarbeitern zu pflegen. Während der folgenden sechs Jahre wuchsen wir zu einem Arbeitsteam zusammen, an das ich nur mit Freuden zurückdenken kann. Mein erster Mitarbeiter im Redaktionsstab war Karl Schuler. Er war Germaniker und stand als Pfarrer und Dekan in Ibach SZ in der Seelsorge. Später kam er als Bischofsvikar nach Chur. Ihm waren alle Fragen der Seelsorge übertragen. Der zweite und jüngste Mitredaktor, Ivo Führer, war Kanonist. Auch er hatte in Rom studiert und arbeitete auf dem Bischöflichen Ordinariat in St. Gallen. Bald darauf wurde er Bischofsvikar. Ihm war die Veröffentlichung der römischen Erlasse und deren Kommentierung übertragen. Den beiden Mitredaktoren verdanke ich sehr viel. Durch sie kam ich auch in engen Kontakt mit den Ordinariaten in Chur und St. Gallen. Kein Wunder, daß man uns später vorwarf, wir seien zu „brav“ mit den Bischöfen.

Als Kirchenhistoriker bin ich in die Redaktion der SKZ eingestiegen. Auch als Hauptredaktor der SKZ habe ich mein Fach nie verleugnet. Im

Laufe der Jahre habe ich eine Reihe von Artikeln und gerade auf dem Gebiete der Schweizerischen Kirchengeschichte verfaßt. Ich tat es immer, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu bot. Als unser Bistum einen Weihbischof erhielt, schrieb ich einen Artikel, in dem ich die Geschichte des Instituts der Weihbischofe in historischer Schau darlegte. Solche Artikel, die durch ein konkretes kirchliches Ereignis veranlaßt wurden, verliehen dem Blatt auch eine besondere Aktualität. Leider bin ich nie dazu gekommen, die Bibliographie meiner kirchengeschichtlichen Artikel zu erstellen. Ich weiß aber, daß sie von vielen Geistlichen mit Interesse gelesen wurden.

Die Redaktionskommission unseres Organs hatte beratende Funktion. Unter den Mitgliedern befanden sich ausgewiesene Fachmänner in den einzelnen Sparten. Doch wurden sie verhältnismäßig rasch ausgewechselt. Immer deutlicher wurde mit den Jahren das Bestreben einzelner Delegierter, den Kurs der SKZ zu bestimmen. Die Sitzungen, die gemeinsam mit dem Redaktionskollegium abgehalten wurden, verliefen oft bewegt. So erlebte ich ein gutes Stück nachkonziliarer Entwicklung. Es brauchte oft große Geduld, ruhig Blut zu bewahren. Schließlich lastete die Hauptarbeit auf den Schultern des Hauptredaktors, der jede Woche eine Nummer herausbringen mußte. Im ganzen waren es über 1000, denen ich zum Leben verholfen habe.

In den 21 Jahren meiner Tätigkeit im Redaktionsstab der SKZ habe ich ein gutes Stück zeitgenössischer Kirchengeschichte miterlebt. Dreimal wechselte der Papst. Mit Ausnahme eines einzigen Bischofs haben auch alle bischöflichen Oberhirten der Schweiz gewechselt. Ein kleines Bild der großen Weltkirche!

Meine Studie über den Zölibat des Priesters im Verlauf der Kirchengeschichte wurde ins Englische übersetzt

In den Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil konnte ich im Gespräch mit Studenten immer deutlicher heraushören, daß sich ihre Auffassungen vom Zölibat stark wandelten. Das erfüllte mich mit großer Sorge. Es ist bekannt, daß Studenten sich durch geistige Strömungen leicht beeinflussen lassen. Ein untrüglicher Beweis dieses Wandels war, daß die Zahl der Neupriester in unserem Bistum von Jahr zu Jahr zurückging. Um so eifriger diskutierten die Studenten darüber, ob der Zölibat ein Charisma sei und durch ein Gesetz der Kirche den Priestern vorgeschrieben werden dürfe.

Das veranlaßte mich, bei der Eröffnung des Studienjahres 1967/68, wo ich das Amt des Rektors bekleidete, die Geschichte des priesterlichen Zölibats in der lateinischen Kirche in einem Referat zu behandeln. Den historischen Teil überarbeitete ich nachher gründlich. Zwei Jahre später veröf-

fentlichte ich mein Referat in einer Artikelreihe der „Schweizerischen Kirchenzeitung“ (137, 1969, Nrn. 39–41) unter dem Titel „Der Zölibat des Priesters im Verlauf der Kirchengeschichte“. Das Ganze war in sechs Hauptkapitel und diese wieder in kleinere Etappen gegliedert, wie es sich für einen Kirchenhistoriker gehört. Die Studie habe ich auch meinem Landsmann Leo Alfred Schwander 1968 überreicht. Er lebt als Ingenieur in Südafrika und bat mich um ein Exemplar. Er fand den Text sehr ausgewogen. Freunde ermunterten ihn, die Artikelreihe ins Englische zu übersetzen. Er versprach es.

Mein Übersetzer, wie ich im folgenden Herrn L. A. Schwander nenne, hatte in seiner Jugend Theologie studiert. Seine Studien krönte er 1936 mit dem Lizentiat der Theologie an der Gregoriana in Rom. Dann wechselte er zur Technik über. An der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich erwarb er sich 1945 den Grad eines Ing. agr. ETHZ. Sein Wirkungsfeld fand L. A. Schwander bald darauf in Johannesburg.

Lange Jahre schlummerte meine Studie auf einem Bücherschiff im Süden Afrikas, bis der Luzerner Ingenieur ins Pensionsalter kam. Nun fand er Zeit und Muße, meine Artikelreihe ins Englische zu übersetzen. Nach den gesetzlichen Vorschriften der Südafrikanischen Republik mußte ich als Verfasser der Studie mit ihrer Übertragung ins Englische einverstanden sein. Auf schnellstem Wege sandte ich mein Einverständnis dem Übersetzer. Im Laufe des Jahres 1982 wurde nun die Artikelreihe samt den 62 Anmerkungen ins Englische übertragen. Ein blinder Maristenbruder und die Tochter des Übersetzters, die als Gymnasiallehrerin in Johannesburg wirkt, gaben der Übersetzung den letzten Schliff. Mein Landsmann ließ nun auf eigene Kosten 2000 Stück meines Opusculums drucken. Alles wurde durch den gleichen Drucker in Johannesburg besorgt, der einige Jahre zuvor die Schrift L. A. Schwanders „Ave Joseph“ gedruckt hatte.

Auch meine ins Englische übertragene Studie kam als hübsche Schrift von 20 Seiten heraus. Auf dem hellgrünen Umschlag der Vorderseite prangt der Titel „The Celibacy of the Priest in the course of the Church history by John Baptist Villiger“. Die Anmerkungen füllen allein vier Seiten. Für die Übersetzung der Anmerkungen war ich besonders dankbar. Die darin zitierte Literatur mit den Quellen stammt meist aus deutschen und französischen Werken. So dokumentieren diese vier Seiten mit den 62 Anmerkungen in Englisch schon äußerlich, daß meine Ausführungen auf geschichtlichen Tatsachen beruhen.

Der idealgesinnte Ingenieur faßte die ganze Aktion als Apostolat auf. Für den Druck und die Versendung von Probeexemplaren an Buchhandlungen, Priesterseminare in England, USA und Australien legte der Übersetzer allein 2000 sFr. aus. Ebenso wurden kirchliche Würdenträger in den verschiedenen Kontinenten durch Flugpost bedient.

Welches Echo fand nun meine Studie in der angelsächsischen Welt? Lange Zeit blieb ich ohne Nachricht. Zu meiner freudigen Überraschung

erhielt ich im Oktober 1984 durch meinen Übersetzer aus Johannesburg die Briefe von zwei Kardinälen. Der erste stammt von Kardinal Joseph Höffner von Köln. Der deutsche Kirchenfürst schrieb, daß die Auseinandersetzung über die Ehelosigkeit der Priester nicht nur im deutschen Sprachraum, sondern in allen Teilen der Welt weiter gehe. Darum sei es bedeutsam, daß diese Studie nun auch in englischer Sprache vorliege. Der zweite Brief stammt von Kardinal Silvio Oddi, Präfekt der Kongregation für den Klerus. Er meldete, die Studie habe ihm ausgezeichnete Dienste geleistet, da er sie gerade bei einem Interview am Radio verwenden konnte.

Am meisten freute den Übersetzer und mich ein Brief des afrikanischen Kardinals Maurice Otunga, der als Erzbischof von Nairobi wirkt. Er bestellte gleich 2000 Stück, die aber in Kenya gedruckt werden mußten. So kam es zu einer Neuauflage meiner Schrift, die im Februar 1985 bei den „Töchtern von St. Paul“ in Nairobi erschienen ist. Kardinal Otunga wollte die Schrift seinen Priestern, deren Eltern und Angehörigen, aber auch andern Interessenten verteilen. Ich raffte mein bestes Latein zusammen, als ich zum erstenmal in meinem Leben einem Kardinal des schwarzen Erdteils ein Dankeschreiben aufsetzte. Ich wünschte ihm den Segen des Himmels, daß die Ehelosigkeit der Priester auch in Afrika zu neuer Blüte kommt.

#### Mitarbeit in der Causa Niklaus Wolf

Als ich 1974 aus dem Redaktionsstab der SKZ ausschied, hoffte ich, an der Biographie einer Stigmatisierten meiner Heimat arbeiten zu können. Bereits hatte ich begonnen, die ersten Kapitel dieses Lebensbildes zu schreiben, da erreichte mich in den ersten Märztagen 1976 ein Schreiben aus Rom. Dieses stellte mich vor eine ernste Gewissensfrage. Worum ging es?

Gardekaplan Paul M. Krieg bat mich um meine Mitarbeit in der Causa Niklaus Wolf, deren Postulator er war. Wer war Niklaus Wolf (1756–1832)? Er war der Sohn einer währschaften Bauernfamilie von Neuenkirch, zwei Wegstunden von Luzern entfernt. Mit seinem ältern Bruder Martin, dem späteren Kapuziner Leopold Wolf, hatte er beim Ortskaplan eine solide Schulbildung erhalten. Im Heiligen Jahr 1775 pilgerte er zu Fuß nach Rom. Dort erlebte er die Karwoche und sah zum erstenmal den Nachfolger Petri, Pius VI. (1775–1799). Der Eindruck dieses Erlebnisses begleitete ihn sein ganzes Leben. Nach Hause zurückgekehrt, bestimmte ihn sein Vater zum Erben des Hofes. Niklaus Wolf erblickte darin den Willen Gottes, eine Familie zu gründen. Er verehelichte sich 1779 mit Barbara Müller, die im Totenbuch von Neuenkirch als „sehr fromme Frau des ebenso frommen Niklaus Wolf“ gerühmt wurde. Von seinem Familienleben stand der Diener Gottes: „Der Herr gab uns eine mittelmäßige Zahl von Kindern, von denen Er uns vier Töchter und einen Sohn im Leben und zur Erziehung überließ.“

Zwei Jahrzehnte widmete sich Niklaus Wolf seiner Familie und seinem Beruf als aufgeschlossener Bauer. Da warf ihn mit einem Schlag der Untergang der alten Eidgenossenschaft in das öffentliche Leben. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger wurde Niklaus Wolf 1798 zum Volksvertreter in die Luzernische Nationalversammlung gewählt und nach der Helvetischen Fremdherrschaft zum Mitglied des Großen Rates des Kantons Luzern ernannt (1803–1805). Nur zwei Jahre bekleidete er dieses Amt. Dann legte er es nieder. Es war ihm immer klarer geworden, daß er nicht für die politische Laufbahn, sondern zu etwas Höherem berufen sei. Er hatte vom Wirken des Regensburger Priesters Johann Gassner (1727–1779) vernommen, der durch die Anrufung des Namens Jesu Kranke heilte. Zweimal hat Niklaus Wolf die Kraft des Namens Jesu an sich selber erfahren. So begann er die Hilfe Gottes im Namen Jesu anzurufen, so oft er von Not in seiner Umgebung erfuhr.

Das charismatische Wirken des Bauern stieß auf heftigen Widerspruch. Auf Verlangen der Regierung untersagte ihm der von Rom ernannte Administrator, Franz Bernhard Göldlin, Propst von Beromünster, jedes besondere Gebet um Heilung. Niklaus Wolf unterwarf sich dem Befehl der kirchlichen Obrigkeit und wies jedes Gesuch um Gebetshilfe ab. Erst auf Bitten angesehener Geistlicher hob Propst Göldlin 1816 das Verbot auf und erlaubte Niklaus Wolf, mit Billigung des Ortspfarrers den bedrängten Mitmenschen durch Gebet im Namen Jesu beizustehen.

Keine Statistik gibt Auskunft, wie viele Kranke und seelisch Bedrängte der Diener Gottes geheilt hat. Nach den Zeugnissen von Zeitgenossen handelt es sich aber um Tausende von Fällen, in denen der charismatische Bauersmann während eines Vierteljahrhunderts durch die Anrufung des Namens Jesu zu Hilfe gekommen ist.

Als Niklaus Wolf am 18. 9. 1832 im Kloster St. Urban starb, erschien innert eines Monats aus der Feder von Dekan Joseph Rudolf Ackermann das Büchlein „Die Macht des christlichen Glaubens“ (Luzern 1832). Es enthält den Bericht des Hauptzeugen über das Leben und Wirken des Gottesmannes. Die Verehrung Vater Wolfs, wie das Volk ihn noch heute nennt, hält bis zur Stunde an.

Aber es verging noch mehr als ein Jahrhundert, bis der kirchliche Informativprozeß durch Bischof Franziskus von Streng am 13. 6. 1955 in Luzern eröffnet wurde. Am 16. 6. 1957 konnte er abgeschlossen und die Akten nach Rom gesandt werden. Das Urteil Roms über den Prozeß lautete positiv und ermutigend. Es war das Verdienst des damaligen Rektors der Mittelschule in Beromünster, Dr. Josef Bütler, daß der Seligsprechungsprozeß für Niklaus Wolf eingeleitet wurde.

Gott hatte mir für die verschiedenen Arbeiten und Aufgaben, die in meinem Leben auf mich zukamen, eine gute Gesundheit verliehen. Erst als ich die siebziger Jahre überschritten hatte, spürte ich immer mehr Schwierigkeiten im Gehen. Auf Anraten von Ärzten mußte ich mich einer Hüftge-

lenkoperation unterziehen. Ein bekannter Chirurg führte sie aus. Der Fürbitte Niklaus Wolfs schreibe ich es zu, daß die Genesung rasche Fortschritte machte. Der ganze Heilungsprozeß mit den verschiedenen Stadien machte mich innerlich reifer. Gott schenkte mir das Leben ein zweites Mal, damit ich es noch mehr in seinen Dienst stellen konnte.

Nach einer Unterbrechung von gut vier Monaten konnte ich meine Arbeiten wieder aufnehmen. Die meisten Materialien über die politische Tätigkeit Niklaus Wolfs liegen im Staatsarchiv Luzern. So wurde ich wiederum zu einer „Archivkatze“. Die Ausbeute lohnte sich. Wie freute sich Prälat Papa, der Generalrelator der Congregatio pro Causis Sanctorum, als ich im Juni 1983 gleich 73 neue Stücke samt den Fotokopien vorlegen konnte. Sie enthalten den deutlichen Beweis, daß der Diener Gottes aus höheren Gründen die öffentlichen Ämter, die er bekleidete, zurückgegeben hat, um der „Stimme seines Herzens“ zu folgen.

Seit bald einem Jahrzehnt waltet P. Joseph Wicki SJ als Postulator der Causa Niklaus Wolf in Rom. Wir verdanken ihm neue Forschungen über das Heilige Jahr 1775 und vor allem eine Studie über die Tätigkeit des Nuntius Fabrizio Testaferrata in Luzern in den Jahren 1803–1816. Gestützt auf diese wertvollen Beiträge kann ich nun das Kapitel über das Heilungswirken Niklaus Wolfs schreiben.

Am Schluß dieses Berichtes kann ich Gott nur loben und Ihm danken, daß er mich diesen Lebensweg geführt hat. Seine Vorsehung hat an entscheidenden Wendepunkten des Lebens mich geleitet, ohne daß ich es ahnte. In Seinen Vaterhänden weiß ich mich auch für den Rest des Lebens geborgen.